

1853 Die Reise nach Soledad von Siegfried Peisker

Eine Romanze und ein Abenteuer.
Drei Tage und drei Nächte im alten Kalifornien.



Marisol und ich, wir waren damals noch sehr jung.

In meiner Jugend und bis zu dem unseligen Krieg mit den Yankees gehörte meine Heimat Kalifornien zu Mexiko. Unser Land war dünn besiedelt. Neben den Indianern gab es dort nur ein paar Tausend Spanier oder Mexikaner. Als die Kunde von Gold bis in den letzten Winkel der Welt drang, wurde unser Land von den Gringos überflutet.

Eine Bande bärtiger und tabakkauender Anglos war es auch, die unsere Hazienda westlich vom großen Tulare See (der war damals noch nicht ausgetrocknet) überfallen hatte.

Wir waren zu dritt und auf der Flucht aus unserem geliebten Schmetterlingsland, der kalifornischen Provinz „Mariposa“. Wir mussten Hilfe holen. Vor allem sollte Marisol, die Tochter von Don Martin, in Sicherheit gebracht werden.

Seit dem Abend waren wir schon unterwegs, jetzt war es nach Mitternacht. Vor einer Stunde war der Mond aufgegangen, aber wir konnten ihn jetzt nicht mehr sehen, weil er jenseits des Passes und hinter den Bergen in unserem Rücken stand.

Solange wir uns bergauf bewegt hatten, war der Mond hinter uns und hatte uns in silbernes Licht getaucht. Jetzt waren wir über den Pass gekommen und hielten die Pferde auf der anderen Seite unter einer Steilwand an. Hier war es dunkel.

„Dort hinten im Salinas Tal ist der Camino Real,“ sagte der alte Mexikaner. In der blauen Dunkelheit, die uns umgab, konnte ich ihn nur schemenhaft erkennen. Er saß aufrecht auf seiner grauen Stute, die linke Hand mit den Romalreins vor der Brust. Sein Gesicht war unter dem breiten Sombrero überhaupt nicht zu erkennen, aber wenn er sprach, schimmerte ab und zu sein Schneidezahn aus Gold. Wir schauten von den Höhen des Küstengebirges hinab ins Salinas Tal, das weit vor uns lag. Teilweise leuchtete die Landschaft silbern, das war dort, wo das Mondlicht sie schon erreichte. Der östliche Bereich, wo wir uns befanden, war schwarz. Über uns spannte sich der funkelnde Sternenhimmel. In weiter Ferne, im Osten, schimmerte alles beherrschend der eisige, weiße Gipfel des mächtigen San Francisco Berges. „Wo soll die Straße sein?“ fragte Marisol leise neben mir. Der Alte zeigte schweigend mit der Rechten hinab ins Tal.

Ich drehte mich halb im Sattel, neigte den Kopf und lauschte mit einem Ohr in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Nichts war zu hören. Ob sie unsere Flucht nicht bemerkt hatten? Es war eine Frage der Zeit, wann sie uns verfolgen würden.

Der Alte bemerkte meinen Versuch und schüttelte wenig den Kopf, was ich in der Dunkelheit nur am Wackeln seines Hutes erkannte. Ohne ein Wort zu sagen, steckte er andeutungsweise den kleinen Finger in den Mund, hob ihn hoch und machte eine Handbewegung, mit der er andeutete, dass der warme Nachtwind gegen die Richtung wehte, aus der wir gekommen waren. Ihm schien nichts zu entgehen. Er wusste natürlich auch, wie es um die Gefühle zwischen mir und Marisol stand!

Jetzt hob er die Zügel leicht an, seine Sporenketten klingelten leise. Sein Pferd hob den Kopf, spitzte die Ohren und bewegte sich im Schritt vorwärts. Wir folgten ihm. Bisher waren wir immer bergan geritten, neun Stunden lang. Jetzt wollten wir hinab ins Salinastal zum Camino Real. Wir hatten noch einen weiten Weg vor uns, bis wir in Sicherheit, bis wir in Soledad sein würden. Dort wollten wir Marisol ihren Verwandten übergeben. Gleichzeitig hatten wir den Auftrag, mit Hilfe der Familie Muras einen Trupp bewaffneter Reiter zusammenzustellen, der mit uns zurück zu unserer Hazienda reiten würde. Dort wollten wir die Gringos vertreiben. Oder ihre Spur aufnehmen und sie verfolgen, um sie zu bestrafen.

Das Leder meines neuen Sattels jankte und knarrte. Das war mir unangenehm und ich bedauerte, ihn nicht wenigstens ein Mal sorgfältig geölt zu haben. Marisols kleine braune Stute prustete sich laut die Nüstern sauber. Das war so laut und tönte aufdringlich durch die ganze Umgebung, dass wir alle zusammenzuckten. Die Pferdehufe klapperten auf dem steinigen Boden. Ab und zu spritzten kleine Steine zur Seite und klickerten auf dem Felsboden. Nach einer Weile tauchten wir in einen Hohlweg ein, in einen Arroyo, der hier oben begann: Eine zuerst kleine, dann immer tiefer und breiter werdende Schlucht, die in Jahrtausenden vom abfließenden Regenwasser ausgewaschen worden war.

Unten war es windstill und es war noch dunkler. Manchmal versperrten mannsgroße Steine den Weg. Wir mussten um sie herum reiten.

Der Mexikaner fand mit schlafwandlerischer Sicherheit den Weg. Was er in der Dunkelheit nicht sehen konnte, erkannte seine Stute. Die beiden waren schon oft hier unterwegs gewesen, weil er als Leiter der großen Mulikarawanen eingesetzt war, die in jedem Frühjahr und Herbst auf diesem Handelspfad unsere „Ernte“ nach Monterey transportierten. Getrocknete Rinderhäute und Talg in Fässern oder zugenähten Häuten, das waren unsere Güter und das waren die maßgeblichen Handelswaren, die das alte Kalifornien reich gemacht hatten. Sie wurden in der Hafenstadt auf Segelschiffe verladen und in die ganze Welt verschifft.

Wegen meines jugendlichen Alters hatte ich diese Transporte bisher nur drei Mal begleiten dürfen. Der Alte dagegen war zusätzlich und regelmäßig mit der Familie des Don zu deren Verwandten nach Soledad gereist.

Über uns, zwischen den Rändern der Klippen funkelten die Sterne.

Ich erkannte den halb verdeckten Orion an den drei Sternen seines Gürtels und erinnerte mich an die weit zurückliegenden Erlebnisse, bei denen Marisol und ich über die Sternbilder am Himmel unserer kalifornischen Heimat gerätselt hatten. Der allwissende, gütige Padre Sebastian, der uns auch bei der heiligen Kommunion gesegnet hatte war es, der unsere neugierigen Fragen zu den Sternen beantworten konnte.

Nach einer Weile öffneten sich die Ränder des Arroyos und er entließ uns über eine tückische Geröllhalde in offenes, abschüssiges Gelände. Wir mussten absteigen und die Pferde führen. Vorsichtig tasteten wir uns vorwärts. Marisol führte ihre Stute vor mir, ich ging am Schluss unserer kleinen Karawane.

Schemenhaft sah ich ihre schlanke Gestalt, wie sie sich behutsam bewegte und sich rückwärts wandte, um ab und zu ihrem Pferd beruhigend über die Nüstern zu streichen. Ein Stein löste sich unter meinem Stiefel, polterte krachend bergab, riss andere Steine mit sich, die alle zusammen als kleine Lawine prasselnd in die Tiefe abgingen. Der Alte schräg vor uns blieb einen Augenblick stehen und schaute zu uns zurück.

Dann waren wir wieder auf festem Grund und konnten aufsitzen. Der Mond zeigte sich endlich über dem Gebirgskamm hinter uns und beleuchtete uns und unsere Umgebung wieder. Die Bodenbeschaffenheit ließ es zu, dass ich neben Marisol reiten konnte. Das hatte ich mir gewünscht. Sie schenkte mir ein Lächeln, als ich neben ihr auftauchte und sie ansah. Unter dem flachen Sombrero Cordobes, wir nennen diese Hüte hier auch diejenigen aus Santa Fe, wirkte ihr hübsches Gesicht keck und unternehmungslustig. Ich wusste jedoch, dass sie Angst hatte, so wie ich und vielleicht sogar der Mexikaner.

Mein Herz machte einen Sprung, als sie mich anlachte: Ihr liebes Gesicht, halb Kind, halb Frau, sie verwirrte mich, hatte sich immer schon in meine Träume gestohlen. Um bei der Flucht beweglicher zu sein, trug sie gegen die landläufigen Moderegeln Männerkleidung: Hellbraune Chapareras aus Tuch, die seitlich mit vielen Knöpfen geschlossen werden konnten, jedoch gewöhnlich unterhalb des Knies offengelassen wurden, sowie eine kurze graue Bolerojacke mit Silberknöpfen, die im Mondlicht blinkten. Darunter trug sie ein weißes, weit geschnittenes Hemd.

Geschmeidig saß sie mit langgestreckten Beinen in dem alten Mochillasattel. (Das waren die mit den abnehmbaren Lederplatten als Sitz.) Ihre Zügelhand schwebte wenig über dem Horn. Das Silber am Spadebit ihrer Stute glitzerte im Mondlicht. Ich konnte nicht anders, als noch einmal zu ihr hinzuschauen.

Wieder trafen sich unsere Blicke. Sie lächelte erneut, schaute dann aber geradeaus und beschäftigte sich damit, ihren Romal und die Zügel in der linken Hand zu ordnen. Dann, als wäre ihr meine Anwesenheit unangenehm, trieb sie mit unsichtbaren Hilfen ihre Stute an, um nach vorne neben den Mexikaner zu gelangen. Hatte ich sie verlegen gemacht?

„Wann werden wir den Camino erreichen, Abuelo, (Großvater)?“ fragte sie mit halblauter Stimme. Der Alte schaute nach vorne und murmelte etwas, das ich nicht verstand. Sie ließ ihr Pferd wieder zurückfallen. Als sie auf meiner Höhe war, stellte ich ihr die gleiche Frage, obwohl ich unsere Position grob einschätzen konnte.

„Irgendwann am Nachmittag, wenn wir keine zu lange Rast einlegen.“

Sie sagte es ernst und ohne mich anzusehen.

Als wir wieder hintereinander her ritten, schaute ich sehnsuchtsvoll auf ihren schmalen Rücken. Sie hatte ihr langes schwarzes Haar hinten zu einem Knoten zusammengebunden. Widerspenstige Strähnen lugten unter dem Rand des Sombreros hervor. Wie in einem Scherenschnitt zeichneten die sich dunkel vor der vom Mond erleuchteten Landschaft ab.

Der alte Mexikaner trug als einziger von uns eine Schusswaffe an seinem altmodischen Sattel. Ein Wunder, dass es überhaupt eine gab, denn die wurden von unserer Obrigkeit nicht gerne gesehen. Jedenfalls nicht beim gemeinen Volk. Wir Vaqueros wussten aber mit anderen Waffen bestens umzugehen, z.B. mit dem großen Messer. Bei den herbstlichen Matanzas, den Schlachttagen, überholten wir im vollen Galopp fliehende Longhorns und fällten sie zielsicher mit einem Hieb zwischen den ersten und zweiten Nackenwirbel. Das geschah im offenen Gelände, weitab von der Hazienda. Die Helfer, meist indianische Neophyten (getaufte Indianer) bargen die Haut und den Talg. Das war unsere Ernte. Der Rest des Kadavers wurde den wilden Tieren überlassen.

Bären oder Wölfe wurden von zwei oder drei Reitern mit der Reata gefangen, mit dem geflochtenen Rohlederlasso. Wenn die Raubtiere fixiert waren, warfen wir mit schweren Steinen, bis sie sich nicht mehr rührten. Mit der Reata erschlugen wir auch die Klapperschlangen, wenn sie uns oder unseren Tieren in die Quere kamen. Unser erfahrener Majordomo (Vormann) ermahnte uns regelmäßig mit erhobenem Zeigefinger, nach so einer Aktion stets sorgfältig das Seil auf abgebrochene Giftzähne zu kontrollieren. Es war schon geschehen, dass ein Schlangenzahn in den geflochtenen Rohlederstreifen stecken geblieben war. Beim nächsten Wurf mit der Schlinge konnte ein Rind oder sogar der Benutzer der Reata üble Giftbeulen davon tragen.

Das Gewehr war an seinem Ring schon am Sattel des Alten befestigt gewesen, als wir den Hinweis auf die versteckten Pferde bekommen hatten, um Marisol in Sicherheit zu bringen. Don Martin hatte gut geplant und so vorgesorgt, damit wir seine Tochter wirklich über die Berge und zu den Verwandten in Soledad geleiten könnten. Es handelte sich um eine damals hochmoderne Büchse, einen einschüssigen großkalibrigen Hinterlader, der mit Papierpatronen geladen und mit einem Zündhütchen abgeschossen wurde. Der traf auch auf weite Entfernungen gut. Seine Zuverlässigkeit und Treffsicherheit auf mehr als 1000 Schritte hatte sich auf

unserer Hazienda herumgesprochen. Manche der älteren Vaqueros waren Begleiter der Jagdgesellschaften. Die Dons luden regelmäßig Gäste zu den Ausflügen ein, die dann in großen Festgelagen endeten.

Wir waren schon eine ganze Weile bergab geritten und die Vegetation hatte zugenommen. Am Pass waren außer kargen Gräsern und Moosen kaum Pflanzen zwischen den Felsen zu finden gewesen.

Hier begann das Gebiet der Juniperpflanzen, einer Art des Stechwacholders, die über mannshoch wachsen konnte. Wenn man deren Nadeln zwischen den Fingern verrieb, verströmten sie einen aromatischen Duft.

Je weiter wir ins Tal herabkamen, gab es immer mehr Büsche und Sträucher, Chaparral und anderes Dornengebüsch, die Schatten im Mondlicht warfen.

Später, es war schon in den frühen Morgenstunden, tauchte eine Gruppe von kleinen Cottonwoodbäumen in der Niederung eines ausgetrockneten Baches vor uns auf.

Wir näherten uns vorsichtig. Diese kleinen Wäldchen wurden von allen umherziehenden Wesen, Menschen oder Tieren, gerne als Rastplatz gewählt. Hier gab es Feuerholz für die zweibeinigen Nomaden und Schatten vor der Sonne.

Manchmal gab es Wasser für Menschen und Tiere, die diese Gegend durchstreiften.

Wie ich es vermutet hatte entschied der Mexikaner für uns, hier eine Rast einzulegen, um den Pferden eine Verschnaufpause zu gönnen.

Der anbrechende Tag schickte sein graues Licht. Der Mond stand im Westen und wurde blasser.

Ich beobachtete Marisol, wie sie aus dem Sattel stieg, den Führstrick des Bosalitos aufnahm und neben ihrer Stute stehenblieb. Ihr sonst bronzefarbenes Gesicht schien blass, zumindest in diesem Licht. In den letzten Jahren hatte ich sie überwiegend in Kleidern gesehen. Jetzt zeigten die Chapareras die Form ihres runden Hinterteils. Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Beschämt senkte ich meinen Blick.

Kurz darauf sah ich wieder in ihr Gesicht und wunderte mich, dass ich zu erkennen glaubte, wie das in vielen Jahren aussehen würde: Es war mir genauso lieb!

Heute, in meinem fortgeschrittenen Alter kann ich jungen Mädchen ins Gesicht schauen und bei vielen weiß ich sehr bestimmt, wie sie einige Jahrzehnte später als ältere Frauen aussehen werden. Damals, als junger Mann, hatte ich diese Gabe noch nicht und trotzdem erkannte ich in den Gesichtszügen der jungen Marisol, wie sie als reife Frau aussehen würde. Und sie gefiel mir so! Ich weiß heute noch, dass ich diese Erkenntnisse als ein gutes Omen für mich wertete.

Der Mexikaner löste ebenfalls den Führstrick seiner Stute von ihrem Hals und übergab ihn mir. Dann stiefelte er in Richtung der niedrigen Bäume, tauchte in das Wäldchen ein, um zu erkunden, ob wir die einzigen Gäste dieser Oase sein würden. Nach kurzer Zeit kam er wieder heraus, stellte sich so, dass sein Rücken zu Marisol zeigte und sagte gedämpft:

„Gib' ihr einen Augenblick. Wenn sie sich da drinnen erleichtert hat, gehst du mit unseren Pferden hinein und zwischen die Bäume. Der Bach führt etwas Wasser.“ Er drehte sich um und lockerte den Sattelgurt seiner Buckskestute.

„Da ist eine Vertiefung im Bachbett. Wir haben da früher immer Steine herausgenommen. Dort ist wenig Wasser für die Pferde, aber es ist gut.“

Er griff nach seinem eigenen Trinkvorrat, der am Apfelhorn seines alten mexikanischen Sattels hing, zog den Stöpsel ab und trank aus dem alten krummen Kürbis.

„Ich bleibe hier und beobachte den Weg, den wir gekommen sind,“ sagte er und ging krummbeinig zurück, um in die Richtung zu spähen, aus der wir gekommen waren. Auf sein Zeichen hin verschwand Marisol mit ihrem Pferd in dem dichten, niedrigen Pappelwald. Ich wartete eine Weile, dann räusperte ich mich laut und rief mit gedämpfter Stimme: „Marisol, ich komme jetzt.“

Wenn sie noch in der Hocke gewesen wäre, hätte sie bestimmt protestiert. Es kam jedoch nur ein klingendes „esta bien!“ aus dem Wäldchen.

Es stand tatsächlich eine Pfütze klares Wasser in dem vertieften Bachbett. Die Pferde schlürften gierig und zuckten nach Pferdeart bei jedem Schluck mit den Ohren.

Bei diesem fahlen Licht sah Marisol wirklich blass aus. Ihr spanisch-indianisches Gesicht mit den ausgeprägten Wangenknochen zeigte dunkle Schatten unter den Augen. Der Überfall, die Gefangennahme und die Flucht hatten Spuren in ihrem lieben Antlitz hinterlassen.

Wir standen nebeneinander und sahen den Pferden beim Saufen zu.

„Geht es dir gut?“ fragte ich leise.

Sie warf mir einen Seitenblick zu und nickte, schluckte dabei.

Wir kannten uns seit unserer Kinderzeit, liebten uns, seit wir uns kannten.

Leider gab es das Hindernis, dass sie die Tochter des Dons war und im Herrenhaus der Hazienda wohnte. Meine Familie dagegen, mein Vater war Vaquero, so wie ich einer wurde, hauste in einer einfachen Adobehütte, die mit anderen am Rande des großzügigen Anwesens von Don Martin stand.

Bei den Kindern war der Standesunterschied noch nicht so bedeutend, wie bei den Erwachsenen. Deshalb hatten wir einige Zeit miteinander verbracht, als wir klein waren. Marisol war die Patrona einer lauten Bande von Kindern, die barfuß ihre Abenteuer suchten. Das waren Mädchen und Jungen, die zu den Bewohnern der Hazienda gehörten. Je jünger wir waren, umso freier konnten wir uns bewegen.

Immerhin wusste ich nach unseren frühen gemeinsamen Planschvergnügen am nahen Kanal, dass zwei kleine Grübchen die Rückenpartie dicht über ihren braun glänzenden Backen verzierten. An die und andere aufregende Dinge dachte ich später oft in meinen Träumen, wenn die Nächte heiß waren und ich mich schlaflos auf meinem Lager herumwälzte.

Sie hatte damals auch eine imponierende Zahnlücke vorne oben, mit der sie mich immer unbekümmert anlachte, wenn wir unseren Spaß hatten. Später wussten die Erwachsenen solche Badespiele zu unterbinden. Sie lenkten unsere Aufmerksamkeit auf die zahllosen Pferde der Hazienda, die wir zu jeder nur möglichen Gelegenheit ritten. Wir dachten uns auch Streiche aus, um die Vaqueros und die anderen Bediensteten zu foppen, die uns das aber mit gutmütiger Nachsicht verziehen.

In dieser von den Franziskanern der Missionen geprägten Welt durften ein Junge und ein Mädchen sich nicht alleine treffen. Und doch geschah es, dass wir uns wenige Jahre nach der heiligen Kommunion heimlich sahen und in einem Augenblick tiefster Zuneigung umarmten und küssten. Wir waren Kinder. Im Süden entdecken junge Menschen ihre Gefühle früher als im Norden. Aber es war wirklich nur ein Kuss!

Marisol gestand mir danach, dass sie Höllenqualen litt, weil sie glaubte, dass sie eine große Sünde begangen hatte. Sie verschaffte sich Erleichterung bei der Beichte, um ihre Seele zu retten und um die Vergebung ihrer Sünde zu erlangen. Sie fühlte sich

danach besser und versuchte später, wieder auf ihre Jungmädchenart mit mir zu flirten.

Mir war der Sinn nach weiteren Spielen dieser Art allerdings vergangen, weil mir der sonst so gütige Pater Sebastian hinter den Stallgebäuden mit einer Zaunlatte aufgelauret hatte und mich fürchterlich verprügelt hatte, schweigend, ohne mir einen Grund seines Zorns zu nennen.

Ich wollte nicht glauben, dass er von seinem Beichtgeheimnis etwas preisgegeben hat. Trotzdem wunderte ich mich, dass Marisols Vater mich seit jener Zeit misstrauisch beobachtete und meine Familie streng behandelte. Meine Eltern lagen mir täglich in den Ohren, dass ich mich vom Haupthaus und der Familie das Dons fernhalten solle. In der Folge wich von Marisols Seite nie wieder eine Aufsichtsperson. Meist war es eine vertrocknete alte Jungfer, die mich wie einen Teufel argwöhnisch betrachtete, wenn ich und das war selten genug, in Marisols Nähe war.

Wir haben deshalb nie darüber sprechen können, nachdem ich vom Pater verprügelt worden war. Ich mied sie und sie wusste nicht, warum ich das tat. Ich glaube, sie nahm es mir sogar übel.

Nach Marisols langem Aufenthalt bei Verwandten in Mexiko kam sie zurück, aufgeblüht und schöner denn je. Wir sahen uns nur aus der Distanz. Unsere Blicke trafen sich, sie versanken ineinander, sie vereinten sich auf eine merkwürdige Art und Weise, die für uns erotisch war. Mein Herz pochte, sie errötete. Beide senkten wir den Blick und wandten uns ab, bewegten uns in verschiedene Richtungen davon.

Bei einigen der vielen Feste, die ausgiebig auf der Hazienda gefeiert wurden oder zu denen wir von anderen Familien auf deren Anwesen eingeladen wurden, forderte ich sie manchmal zum Tanz. Bei diesen Fandanguillos im Dreivierteltakt durften wir uns nahe sein, konnten uns zu den am Beginn des Tanzes langsamen Rythmen der Instrumente und Kastagnetten berühren und ansehen. Jeder wusste um unsere tragische Liebe. Aus Respekt davor und aus Angst vor Don Martin, verzichteten die Sänger oder Sängerinnen, natürlich auch das mitsingende Publikum, auf Verse mit zweideutigem oder unzüchtigem Inhalt, wie sie in unserem lebensfrohen Land auf solchen Festen oft gesungen wurden.

Das ringsum lagernde, singende und klatschende Publikum hielt den Atem an. Es war spannend für sie zu beobachten, wie wir uns ansahen, wie wir uns flüchtig berührten. Wenn der Tanz an Geschwindigkeit zulegte, konnten wir ausdrucksstark unsere Gefühle zeigen, ohne den Anstand zu verletzen. Schmachttende Liebe, Grazie und Stolz gehörten dazu. Wenn wir uns allerdings wieder trennen mussten, weil der Tanz zuende war, fühlte ich die Augen ihres Vaters auf mir, der mich unter zusammengezogenen Brauen düster fixierte.

Was um alles in der Welt mochte ihn bewegt haben, ausgerechnet mich als zweiten Begleiter auszuwählen, um bei der riskanten Flucht seine Tochter in Sicherheit zu bringen?

An der Wasserstelle in dem kleinen Pappelwald bekam das plötzlich einen Sinn für mich: Er hatte mich bestimmt, weil er wusste, dass ich mein Leben für sie geben würde. Er wusste sehr genau, dass ich sie liebte und setzte dieses Wissen berechnend ein, um sie zu retten.

Ich griff nach ihrer Hand, sie war schmal aber kräftig und warm. Ich führte sie an meinen Mund und küsste sie wortlos.

„No!“ sagte sie scheu, zog ihre Hand zurück und streichelte mit ihr meine Wange. Dann reckte sie sich zu mir empor und küsste mich flüchtig neben den Mund. „Mi Corazon“, flüsterte sie leise, „meine Liebe, mein Leben.“
Trotz eines Aufwallens meiner Gefühle versuchte ich mit ruhiger Stimme zu sprechen, um ihr Sicherheit zu geben:
„Wir werden Dich zu Deinen Verwandten nach Soledad bringen!“ murmelte ich.
„Du brauchst keine Angst zu haben.“
„Ich weiß,“ flüsterte sie, legte ihre Hände auf meine Wangen und blickte mich mit ihren bernsteinfarbenen Augen sehr ernst an.

Die Schritte des alten Mexikaners brachten Steinkiesel rollend in Bewegung, seine Sporen klingelten, als er sich näherte. Wir stellten uns beide kerzengerade nebeneinander und senkten die Blicke zu den Pferden, die nicht mehr sofften, aber mit den Mäulern spielerisch die Wasseroberfläche berührten und schnauften.

„Unterhalb des Passes habe ich Bewegung gesehen,“ sagte er. Sein Blick ruhte auf mir, „schau du auch noch einmal! Deine Augen sehen vielleicht mehr.“

Eigentlich bat er mich um Hilfe und er gestand ein, dass er seinen alten Augen nicht mehr vollständig traute. Das tat er aber mit so viel Selbstverständlichkeit und Würde, dass ich seinem Vorschlag sofort folgte.
Er war nicht der Majordomo (der Vormann) unserer Hazienda, aber er war eine Respektsperson, ein langer Weggefährte und Vertrauter von Don Martin. Ich hatte gelernt, älteren und erfahrenen Männern zuzuhören und zu gehorchen. Also machte ich mich auf den Weg.

Außerhalb des Wäldchens angekommen, schaute ich in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren. Im grauen Licht des frühen Morgens wirkten die Berge hinter uns kalt. Immerhin war die Sicht klar. Ich konnte unterhalb des Passes keine Bewegung erkennen. Wenn der Alte etwas gesehen zu haben glaubte, dann waren diese Reiter vielleicht schon wieder in einer der nächsten Bodenwellen verschwunden. Oder er hatte sich geirrt.

Ich ging steifbeinig zurück. Die beiden hatten sich Charqui (so nennen wir unser Trockenfleisch) und harte Maiskekse aus den Proviantbeuteln geholt und kauten darauf herum. Marisol schaute mich nicht an.

„Ich kann nichts erkennen, Großvater,“ sagte ich ruhig, ging zu meinem Pferd und suchte in meinen Satteltaschen ebenfalls etwas zu essen.

Er nickte.

„Sie würden drei Stunden scharf reiten müssen, ehe sie uns erreichen. Also lass uns rasten. Wir füttern jetzt die Pferde. Danach ruht ihr euch ein wenig aus. Ich werde den Weg beobachten, den wir gekommen sind. Nach einer Stunde werde ich dich holen, um mich abzulösen.“

Wir wagten nicht abzusatteln.

Der Mexikaner nahm seiner grauen Stute das schwere Chileno Bit aus dem Maul. Die gab das kauend frei. Wir taten das gleiche bei unseren Pferden. Marisols Stute trug ein kostbares silberverziertes Santa Barbara Bit. Mein Wallach war noch in der Ausbildungsstufe „Jaquima de Freno“, er war mit dem dünneren Bosal und einem Roller Bit gezäumt. Ich ritt ihn mit vier Zügeln.

Jeder hatte einen Leinensack mit ein paar Pfund Bohnen dabei. Im Mariposaland werden die Pferde auch mit Bohnen gefüttert. Dementsprechend virtuos

war oft das Blaskonzert, wenn die Reiter morgens zur Arbeit aufbrachen...

Don Martin hatte unsere Flucht gut geplant. Die Bohnensäcke hielten wir den Pferden vor die Mäuler. Gierig stöberten sie darin herum und mahlten lautstark mit den Zähnen, prusteten dabei. Nach dem langen Ritt durch die Nacht waren sie hungrig.

Sogar an Hobbelleinen hatten unsere Fluchhelfer gedacht. Diese vorgeformten, in sich verschlungenen Grasseile waren um die Hälsen der Pferde gelegt und mit Knoten und Schlinge befestigt. Wir banden ihnen also die Vorderläufe locker zusammen, damit sie sich begrenzt bewegen und an den Blättern der niedrigen Cottonwoods knabbern konnten.

Der alte Mexikaner stiefelte wieder davon. Vielleicht hatte ich mich geirrt, aber ich fühlte seinen Blick noch einmal auf mir, als wollte er mich warnen, ich wusste schon wovor...

Dann hüllten wir uns in unsere Ponchodecken. Wir setzten uns gegenüber. Marisol lehnte mit dem Rücken an einem großen Felsbrocken. Ich stützte mich rücklings an einen alten Baumstumpf. Unsere Füße berührten sich fast.

Wir saßen, wir lagen uns gegenüber und versuchten zur Ruhe zu kommen. Aber wir konnten nicht anders, wir mussten uns anschauen.

Ich erlebte das sehr intensiv, obwohl ich sehr müde war. Ich war müde und trotzdem aufgebracht und vibrierte bis ins Innerste: Ich versuchte meinen Blick zu senken, die Augen zu schließen. Wenn ich sie wie unter einem Zwang wieder öffnete, trafen sich unsere Blicke wieder, versenkten sich ineinander, dass mir der Atem stockte.

Ihre Augen waren dunkelgelb, bernsteinfarben, wie die eines Berglöwen. Es war eine Augenfarbe, die durch mehrere Generationen eines bunten Völkergemisches ihrer Vorfahren entstanden war: Berber, Spanier, Indianer. Ich war schon immer gebannt von ihrem Blick und tauchte hinein, wie in ein Feuer, wie in ein exotisches Bad aus Milch und Honig, aus Sünde und unendlicher Sympathie, aus heißer Hölle und himmlischem Vergnügen, das wie ein Ritt über die Wolken unter dem blauen Firmament war...

Sie gestand mir später, dass sie ähnliche Gefühle gehabt hatte, während unsere Blicke ineinander versanken.

Irgendwann bewegte sie ihren Stiefel mit den großen Chihuahua Sporen und berührte meinen Fuß damit. Wir drückten die Fußsohlen gegeneinander und gaben uns damit Zeichen, die ernster gemeint waren, als jeder Treueschwur vor einem Altar bei einer Hochzeit.

Ich will es gestehen: Ich liebte in jener Stunde so sehr, es war eine große Sehnsucht in mir, sie zu berühren, wie ich das in meinem ganzen Leben nie wieder erlebt habe. Dann hielt ich es nicht mehr aus. Es war mir egal, was der Mexikaner sagen würde, wenn er uns sah. Ich stand auf, befreite mich von der Decke und ging zu ihr, setzte mich neben sie und legte meinen Arm um ihre Schulter.

Wir sagten beide nichts. Aber sie lehnte ihren Kopf an meinen Hals und ich fühlte, wie sie sich anschmiegte, wie sie ihre Hand auf meinen Arm legte.

So saßen wir, genossen es schweigend, nahe beieinander zu sein. Jede drohende Gefahr, auch die durch unsere Verfolger, war plötzlich weit entfernt...

Als der Alte kam, hörte ich das an seinen Schritten auf den Steinen, aber ich bewegte mich nicht. Er tauchte auf, schaute uns schweigend für einen kurzen Augenblick an. Sein großer grauer Schnurrbart zitterte und seine Augen funkelten. Aber er sagte nichts, drehte sich um, ging zu seinem Pferd und löste die Knoten, mit denen seine Decke hinter dem mexikanischen Sattel befestigt war.

„Übernimm jetzt du,“ sagte er nach einer Weile. Er war zornig. Ich hörte das an seiner vibrierenden Stimme. Er drehte den Kopf in meine Richtung, „ich werde mich eine Stunde ausruhen.“

Während ich aufstand, drückte ich ihre Hand. Dann stiefelte ich an den Rand des Wäldchens. Mein Körper war steif von dem langen Nachtritt, aber mein Herz quoll über vor Freude und heißer Begeisterung, dass sie mich wirklich wollte, dass sie meine Gefühle beantwortete, dass sie mich nicht vergessen hatte, so wie ich sie nicht vergessen konnte.

Am Rande der kleinen Oase suchte ich mir einen Platz, von dem aus ich das Gelände beobachten konnte, das wir durchquert hatten. Es war hell geworden, die silbernen Streifen über den Bergen wichen rotem Morgenlicht, der Himmel über mir wurde blau.

Ich hoffte darauf, ich betete darum, dass sie käme. Mein Wunsch ging in Erfüllung: Ihre schlanke Gestalt tauchte zwischen den Büschen auf, kam auf mich zu. Ich erhob mich erwartungsvoll. Sie blieb dicht vor mir stehen, schaute mich schweigend an. Ihr Blick wanderte weiter in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Dann sah sie mir wieder in die Augen.

Sie war etwas kleiner als ich, hatte die Arme vor sich angewinkelt, so dass sie ihre Hände auf meine Brust legen konnte. Ihr Gesicht zeigte jetzt im Morgenlicht eine warme, bronzene Farbe. Diese Bernsteinaugen mit den schwarzen Pupillen boten einen atemberaubenden Kontrast dazu. Ich legte meine Hände auf ihre Schultern und wir lehnten aneinander und sahen uns an. Früher, in meinen einsamen und heißen Träumen, hatte ich sie mir auch als Frau vorgestellt: Ihre Rundungen zu ertasten, die Süße und Weichheit ihrer Lippen zu schmecken, das waren meine heimlichen Vorstellungen seit unserem erstem Kuss vor Jahren. Jetzt aber sah ich sie wieder als Kind, das sie ja auch fast noch war, als Schwester, in deren Nähe ich jahrelang gewesen war, ohne sie berühren zu dürfen.

Wir benötigten keine Worte. Wir setzten uns nebeneinander auf einen großen flachen Stein. Ich wickelte sie in ihren Poncho, legte meinen Arm um sie, dann schwiegen wir eine Stunde lang und schauten in die Richtung der Berge, über die unsere Flucht uns geführt hatte. Auf den Gräsern und Büschen um uns herum hatten sich Tautropfen abgesetzt. Mit dem zunehmenden Licht begannen die zu glänzen und zu funkeln, wie viele Edelsteine, die unsere Gemeinsamkeit schmücken wollten.

So müde der alte Mexikaner durch den langen Ritt auch gewesen sein mochte, nach ungefähr einer Stunde kam er mit den drei Pferden aus dem Wäldchen heraus und forderte uns:

„Adelante,“ sagte er, „es ist noch ein langer Weg zum Camino Real und nach Soledad!“

Wir verstaute unsere Decken hinter den Sätteln. Es war jetzt richtig hell, ein klarer Morgen mit blauem Himmel, obwohl sich die längst aufgegangene Sonne immer noch hinter dem Gebirge versteckte.

Ein Pfad führte uns westwärts. Es ging immer noch abwärts und das Gras nahm zu, kleine Büsche und Bäume, dicker spröder Salbei säumten den Weg. Wie immer ritt der Mexikaner voran. Wann immer es ging, ritten wir nebeneinander hinter ihm her und wir wechselten dabei Blicke. Manchmal berührten sich unsere Beine, das war aufregend, es war eine körperliche Begegnung.

Marisol lächelte, wenn das geschah. Wir schwammen auf einer Welle hoher Gefühle, hatten die tödliche Gefahr, die uns immer noch einholen konnte, für diese Zeit verdrängt.

Nicht so unser alter Anführer, der aufmerksam alles beobachtete, was vor uns, neben uns war. Irgendwann ermahnte er mich, regelmäßig nach hinten zu schauen. Bei einer erneuten Rast blieben wir an einem erhöhten Plateau auch stehen und beobachteten eine ganz Zeitlang die Hänge des Salinastales hinter uns, konnten jedoch keine Bewegung erkennen.

Am späten Nachmittag waren wir fast einen ganzen Tag unterwegs gewesen, ohne zu schlafen. Wir rochen den Rauch des Feuers lange, ehe wir das Lager sehen konnten und erreichten den Camino bei einem Flecken namens San Lucas. Dort lagern unter Pappeln und Feigenbäumen die Mulikarawanen, die den Camino von Süden nach Norden und von Norden nach Süden benutzen, um die Missionen und natürlich die dazugehörigen Presidios, die Haziendas und die Dörfer mit Nachschub zu versorgen.

Der Camino Real, der „Weg des Königs“ zwischen Mexiko und dem Norden Kaliforniens war früher ein einfacher Saumpfad, an vielen Streckenabschnitten nicht einmal für zweirädrige Ochsenkarren geeignet. Der gesamte Transport aller Güter zwischen der spanischen Kolonie Mexiko und dem Norden von Kalifornien wurde in den alten Zeiten von Mulikarawanen durchgeführt. Nach und nach wurden später Straßen gebaut, die auch von Wagen befahren werden konnten, zuerst in der Nähe größerer Ortschaften.

Die Missionen der Franziskaner lagen jeweils eine Tagesreise voneinander entfernt. Die Padres hatten das so geplant und vorgesorgt, damit sie sich auf Reisen am Abend immer in einem bequemen Bett zur Ruhe legen konnten.

Soledad, unser Ziel, war einmal eine blühende Mission mit vielen Tausenden Rindern und Schafen, Hunderten von Pferden und einer Armee von Neophyten gewesen. Leider hatten die Padres bei der Auswahl des Bauplatzes eine schlechte Wahl getroffen: Der nahe verlaufende Arroyo Seco und auch der Salinas Fluss, beide treten alle paar Jahre so weit über die Ufer, dass sie alles mit sich reißen, was ihnen im Wege steht.

Die Arrieros, die Maultiertreiber waren einfache aber herzliche Männer, meist Mischlinge von spanischer, mexikanischer und indianischer Abstammung. Sie waren notwendigerweise Meister im Packen und Verzurren auch der kompliziertesten Ladungen: Fässer und Kisten, Bauholz, sogar große Musikinstrumente oder Glocken. Alles wurde sicher mit den Mulis durch die Wildnis der Berge und Wüsten transportiert. Die Männer wussten, was ihre Arbeit für das Land bedeutete. Entsprechend selbstsicher traten sie auf. Sie hatten zum Beispiel, wie wir Vaqueros, ihren eigenen Ehrenkodex und hielten zusammen wie Pech und Schwefel.

Ein Dutzend dieser Männer lagerte um eine große Feuerstelle oder bewegte sich in der Nähe. Im Hintergrund lag ein riesengroßer Corral, von niedrigen Stacheleichen ringsum geschützt, in dem sich eine unübersehbare Menge von Mulis ausruhte oder Heu fraß.

Der Leiter der Karawane, ein großer glatzköpfiger Mann, den sie respektvoll „El Gordo“ („Der Dicke“) nannten, begrüßte uns am Rande des Lagers. Die Männer waren auch beim Rasten immer wachsam. Sie hatten Posten aufgestellt, die Überfälle von Indianern oder Wegelagerern rechtzeitig erkennen sollten. Die Güter, die sie transportierten, waren heiß begehrt.

Sie hatten uns also schon lange kommen sehen.

„El Gordo“ hatte Zeit genug gehabt, um uns einzuschätzen.

Er sah drei erschöpfte Pferde, eine blutjunge Frau in Männerkleidung, einen jungen Vaquero in der typischen braunen Rindlederkleidung und einen alten Mann in seiner mexikanischen Tracht, der ein Gewehr am Sattel trug, was ungewöhnlich war.

Der Alte ritt voraus. Einige Schritte vor dem Leiter der Karawane hob er die Zügel leicht an, sein Pferd blieb stehen. Wir beide hielten uns im Hintergrund, stiegen aber ab und lockerten die Sattelgurte unserer Tiere.

Die beiden redeten, der Alte zeigte in die Richtung, aus der wir gekommen waren.

„El Gordos“ Gesicht verfinsterte sich. Er rief einem der neugierig herumstehenden Männer etwas zu und zeigte in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Der Bursche nickte und marschierte zu einer kleinen Anhöhe in der Nähe. Er sollte rechtzeitig melden, wenn jemand auf unserer Fährte kommen würde.

Alle Männer schauten verzaubert und ehrfurchtsvoll auf Marisol, die ihnen in der engen Männerkleidung wie die Erscheinung aus einem Traum vorkommen musste.

„Bleiben Sie bei uns, wir werden die Nacht hier rasten“ sagte der Anführer. „Wenn Sie ihre Pferde versorgt haben, können die zu den Mulis in den Corral gestellt werden. Die Senorita braucht etwas Schutz vor den Blicken meiner Männer. Ich schlage vor, dass wir sie zwischen den Mulisätteln und Gepäckstücken einquartieren. Dort könnten Sie sich auch alle verbergen, falls ihre Verfolger auftauchen.“

„Danke sehr, Senor,“ antwortete der Alte. „Aber das wird nicht viel nutzen. Die Gringos werden unsere Pferde am Brandzeichen von Don Martin erkennen. Wenn wir uns vorher nicht schnell absetzen können, werden wir kämpfen müssen. Ich möchte Sie mit Ihrer Mannschaft aber nicht in unsere Angelegenheiten hineinziehen.“

„El Gordo“ war entrüstet, aber er lächelte.

„Wir werden an Ihrer Seite stehen, Senor! Schon wegen der jungen Dame ist das eine Ehrensache. Ich bitte Sie, unser Gast zu sein. Am Feuer gibt es genug zu essen.“

Wir versorgten also unsere Pferde an einer endlos langen gemauerten Wasserrinne, die von einem Brunnen gespeist wurde, schleppten unsere Ausrüstung in die Nähe der aufgestapelten Mulisättel, Kisten und Fässer. Dann setzten wir uns müde ans Feuer, um etwas zu essen, ehe wir uns niederlegen und schlafen wollten.

Die Nachricht vom Überfall der Gringos auf unsere Hazienda hatte inzwischen die Runde gemacht. Empörung war zu hören, Mitleid mit dem Mädchen:

„Falls Sie wirklich verfolgt werden, Senores und Senorita,“ ereiferte sich ein stattlich aussehender Treiber in ärmlicher Kleidung, „werden wir für Sie kämpfen!“

Ich fragte mich, mit welchen Waffen sie sich wehren würden. Wie bei den Vaqueros, waren Feuerwaffen bei den Treibern nicht üblich. Wenn es Aufstände gab und die Wege von feindlichen Indianern bedroht wurden, waren die Trecks früher von wenigen Soldaten der lokalen Presidios begleitet worden, die den meisten Missionen angegliedert waren. Seit die Gringos das Land übernommen hatten, gab es auch das

nicht mehr. Die Weißen waren in einer anderen Taktik gut, besser als wir Latinos: Wenn ein Verbrechen geschehen war, dann verfolgten sie verbissen die Fährte der Banditos. Zäh und unermüdlich! So hatten sie auch Joaquin Murietta stellen und töten können, die damalige Legende eines kalifornischen Räubers, von dem noch die Rede sein wird. Das schreckte andere Gesetzesbrecher ab!

Die Muleteros trugen natürlich alle das typische große Messer. „El Gordo“ trug sogar ein Schwert, das an einem Gürtel über seiner großen, roten Bauchbinde, der Faja, befestigt war.

Ich sah auch zwei oder drei Lanzen aus den Gepäckstücken aufragen.

Dann erinnerte ich mich der Steinschleudern, die ich an der Hüfte des einen oder anderen baumeln sah. Es handelte sich um die schon in der Bibel beschriebene Schleuder, mit der David den Riesen Goliath zur Strecke gebracht hatte: Ein fast mannshohes geflochtenes Ledergebilde, einer Peitsche ähnlich, oft kunstvoll mit gefärbten Lederstücken verziert, das am Anfang eine Schlaufe für den Daumen besaß, in der Mitte ein Lederstück, um den Stein hineinzulegen, am Ende einen schmalen Lederstreifen, der mit der Faust festgehalten wurde, während der Stein im Kreis geschleudert wurde. Der Schütze wirbelte die Schleuder mit hoher Geschwindigkeit um seinen Kopf. Wenn er das Ende losließ, öffnete sich die Schlinge und der Stein flog mit rasanter Geschwindigkeit zum Ziel. Seit uralten Zeiten wehrten sich die Hirten in den alten europäischen Mittelmeerländern erfolgreich gegen Räuber, die ihre Herden in Gefahr brachten. Gegen Wölfe, Großkatzen oder auch Menschen. Bei manchen der großen Fiestas in unserer Nachbarschaft am Tularesee hatte es Wettbewerbe gegeben: Einige Künstler an dieser Waffe hatten handgroße Ziele auf mehr als vierzig Schritte mit großer Wucht getroffen, was bei den Zuschauern Begeisterung und Lob auslöste.

Ich war müde und kaute auf einem Gemisch aus Bohnen und aufgeweichtem Trockenfleisch herum. Marisol neben mir schien in sich zusammengesunken. Sie aß aber ebenso wie ich. Sie schaute auf den Boden. Nur wenn unsere Blicke sich manchmal trafen, sah ich ein Licht in ihrem Gesicht und ein ganz feines Lächeln um ihre Augen herum.

Obwohl auch unser Mexikaner erschöpft sein musste, wegen seines Alters mehr als wir beiden jungen Leute, beantwortete er höflich die neugierigen Fragen unserer Gastgeber.

Zuerst wurden Neuigkeiten ausgetauscht:

„Haben sie schon davon gehört, dass Joaquin Murietta am Tejon Pass erschossen wurde?“ fragte „El Gordo“.

„Unser Lieblingsräuber?“ fragte der Alte zurück, „wann soll das gewesen sein?“

„Vor wenigen Wochen. Ein Rangercaptain der Gringos hat ihn mit seinem Aufgebot am Lagerfeuer überrascht, wo Joaquin mit seinen Vertrauten übernachtete. Murietta floh auf einem Pferd ohne Zaumzeug und Sattel, stürzte sich mit ihm in einen Abgrund. Er überlebte den Sturz, wurde leider später erschossen.“

„Das ist eine Schande,“ sagte der Mexikaner, „er war ja ein Landsmann von mir, ein mutiger junger Mann, dem die Anglos übel mitgespielt hatten. Nur deswegen ist er zum Räuber geworden. Man sagt, er habe den Reichen genommen und den Armen gegeben.“

Er bekreuzigte sich.

Der junge Murietta war ein Held in unserem Land geworden. Die romantische Liebesgeschichte über ihn und seine Frau Rosita, das Unrecht, das die beiden

erlitten hatten, kannte jeder. Joaquins mutigen und gut geplanten Raubüberfälle waren in aller Mund. Darüber wurde drei Jahre lang nicht nur an den Lagerfeuern erzählt. In den Städten gab es Zeitungen, die darüber berichteten. Die Neuigkeiten wurden so oft weitergegeben, bis sie zur Legende verklärt waren.

„El Gordo“ fragte plötzlich, als hätte das eine mit dem anderen Thema zu tun:
„Warum sind Sie nicht zum Fort Tejon geritten und haben die Yankees dort um Hilfe gebeten? Dort sind Soldaten! Das wäre doch näher für Sie gewesen, Sie hätten nicht über das Gebirge reiten müssen!“

Der Alte schaute ins Feuer und überlegte, ob er die Wahrheit sagen sollte. Dann sagte er müde: „Don Martin traut den Gringos nicht. Er gab mir die ausdrückliche Order, seine Verwandten in Soledad und Monterey zu informieren. Wir werden mit unseren eigenen Leuten zurückkehren, um die Bande zu vertreiben oder zu verfolgen.“

Tiefes Schweigen herrschte jetzt. Wahrscheinlich gab es keinen der Anwesenden, der nicht schon einmal schlechte Erfahrung mit den neuen Herren des Landes gemacht hatte oder wenigstens davon gehört hatte.

Um die Stimmung zu verbessern, fragte ein junger Kerl munter:

„Ihr Leute vom Tularesee, man hört so viele unglaubliche Dinge über den See!“

„Was hast du gehört, Sohn?“ fragte der Alte.

„Ein Erdbeben soll den See über seine Ufer gehoben haben, so dass viele Fische drei Meilen landeinwärts auf dem Land zappelten und sich sogar die Berglöwen die Bäuche mit den Fischen vollgeschlagen haben.“

„Ha,“ rief ein anderer, „Berglöwen fressen gar keine Fische!“

„Falsch,“ rief wieder ein anderer, „sie verschmähen Reptilien, Fische mögen sie sehr gerne, so wie die Bären!“

Es gab eine aufgeregte Diskussion um die Fressgewohnheiten des kleineren Silber- oder Berglöwen und die des größeren Jaguars. Letzterer wurde damals bei uns nur noch selten gesehen. Sie gipfelte darin, dass man sich lachend darüber einig war, dass sowohl die Pumas als auch die Jaguare am liebsten betrunkene Muleteros auffressen würden, wegen des Alkoholgeschmacks! Dabei schauten alle vielsagend auf einen dunkelhäutigen Treiber, der offenbar im Rausch den Angriff eines wilden Tieres lebend überstanden hatte.

Der nahm seinen großen geflochtenen Hut ab und kratzte sich am Kopftuch:

„Die da würden nicht so spotten,“ er zeigte auf seine Compadres, „wenn sie, wie ich, einmal beim Aufwachen die große Tatze des schnurrenden Löwen auf der Brust gehabt hätten,“ sagte er in unsere Richtung und feixte.

„Wie groß ist eigentlich der Tularesee,“ fragte einer der Treiber, „man hört ganz verschiedene Angaben. Ich war noch nie dort,“ fügte er entschuldigend hinzu.

„Das kommt auf die Jahreszeit an, Señor.“

Der Alte hob seine Kürbisflache und trank.

„Im Frühjahr, wenn mehrere Flüsse der Sierra Nevada ihn speisen, kann er hundert Meilen lang und sechzig Meilen breit werden.“ Erstauntes Murren regte sich in der Runde.

„Es ist ein Becken! Das Wasser der Berge fließt hinein, kann aber nicht mehr abfließen. Im Sommer wird der Zufluss geringer, das Wasser verdunstet, der See wird kleiner.“

„Wo hat Euer Patron die Gebäude der Hazienda gebaut, wenn der See mal groß, mal klein ist?“

„Nicht direkt am See. Dessen Wasser ist zeitweise auch nicht als Trinkwasser geeignet. Außerdem befinden sich an seinen Ufern weite Sumpfflächen mit dem hohen Binsenschilf, von dem der See seinen Namen hat. Es ist oft schwierig für uns, das Vieh dort wieder herauszutreiben, besonders die verwilderten Rinder. Wir wohnen am westlichen Teil, wo das Gelände wieder ansteigt. Dort sind aber viele kleine Teiche und Seen, die gutes Wasser führen.“

„Sind eure Yokut Indianer am Tulare See immer noch so aufsässig“ fragte der Treckführer.

„Ab und zu stehlen sie ein paar Pferde, das lassen wir durchgehen, sie haben uns schon seit langem nicht mehr angegriffen,“ sagte der Mexikaner.

„El Gordo“ antwortete:

„Dafür tauchen sie hier auf, am Camino! Sie überfallen die Missionen und die Ranchos der Umgebung.“

„Das kann ich gar nicht glauben,“ sagt der Alte.

„Doch das ist so! Hier sind viele Indianer zornig über die Art und Weise, wie sie von den Padres behandelt werden. Am Anfang locken die die armen Kerle mit Nahrung. Sie dürfen auch umsonst in den Missionen übernachten. Wenn sie erst einmal getauft sind, werden sie rücksichtslos zur Arbeit gezwungen, dürfen die Missionen nicht mehr verlassen. Viele sterben nach den harten Strafen, wenn sie sich weigern. Andere sterben an den Krankheiten, die die Weißen mitgebracht haben. Wenn einer seine Angehörigen auf diese Art und Weise verloren hat, dann ist er voller Hass, flieht ins Innere des Landes, weg vom Camino. Solche Neophyten tauchen dann bei den Stämmen im Inneren des Landes auf und bieten sich als Führer an. Sie führen zum Beispiel eure Yokuts zu den Siedlungen und Missionen am Camino. Dort gibt es für alle dann oft reiche Beute bei den Überfällen, aber natürlich auch Mord und Totschlag!“

.....

Nach dem Essen bauten wir inmitten des riesigen Stapels aus Mulisätteln und Waren eine Lagerstatt für Marisol. Wir nutzten vier gleichgroße Kisten, um eine gerade Fläche herzustellen. Es kam oft vor, dass Schlangen nachts unter die Packstücke krochen, weil sich dort die Wärme am Boden länger hielt. Wir wollten deshalb nicht riskieren, dass Marisol inmitten der Waren auf der Erde schlief. Der alte Mexikaner und ich, wir legten uns etwas abseits vom Feuer nieder: Die Satteldecken unter uns, die Sättel unter den Köpfen. Wir wickelten uns in unsere großen Ponchodecken und schliefen schnell ein.

Ich fiel in einen traumlosen, tiefschwarzen Schlaf. Als jemand meine Schulter berührte, wusste ich für einige Augenblicke nicht wo ich war. In Panik richtete ich mich auf, weil wie ein dumpfer Albtraum die Angst vor der Bedrohung mein Bewusstsein alarmierte. Neben mir kauerte ein Fremder mit dem großen geflochtenen Sombrero der Muleteros und wisperte:

„Reiter kommen!“

Es musste noch vor Mitternacht sein, der Mond war noch nicht zu sehen. Folglich war es stockdunkel.

An der Feuerstelle warf jemand mehrere Äste auf die Glut. Es war immer die Angewohnheit der Treiber, das Feuer so hoch zu schüren, wie es ging, wenn sich

jemand dem Lager näherte. Mehrere Männer huschten geräuschlos zwischen dem Corral der Mulis und den Schlaflagern an der Feuerstelle hin und her.

Der alte Mexikaner neben mir war vorher geweckt worden. Er kauerte über seinen Habseligkeiten und hantierte an der Sharps herum, schob eine Papierpatrone in den Lauf und schloss das Lager mit dem Hebel. Dann suchte er in der Tasche seiner kurzen Jacke nach dem Zündhütchen.

„Bring' schnell unsere Sättel und Decken hinter den Stapel!“ befahl er mir.

Ich sprang vorher auf den Warenstapel, um Marisol zu wecken. Wie in einer Burg lag sie verborgen zwischen Kisten, Fässern und Säcken. Sie schlief noch.

Zusammengerollt und in ihre Decke gewickelt, sah sie aus wie ein Kind. Ich beugte mich über sie und berührte ihre Schulter, flüsterte ihren Namen.

Sie regte sich, drehte sich in meine Richtung und streckte ihre Arme aus, wollte sie um meinen Hals legen. So dunkel war es nicht, dass ich nicht auf diese kurze Entfernung ihr liebes Gesicht gesehen hätte, die widerspenstigen Strähnen auf ihrer Stirne, ihr Lächeln. Ich beugte mich über sie und küsste sie flüchtig auf den Mund, während sie ihre Arme in meinem Nacken schloss.

„Es kommen Reiter,“ flüsterte ich. Ihr warmer Atem streifte meine Wange und eine Anwandlung von heißen Gefühlen überkam mich. Dann siegte die Angst. Ich löste mich von ihr.

„Bleib' hier und rühr' dich nicht! Bitte!“

Ich sprang hektisch zurück zum meinem Lager.

Diese alten Mochillasättel bestanden aus dem hölzernen Baum und einer sehr großen Lederplatte, die als Sitz darüber gelegt wurde und die sich durch Gewicht und die Körperform des Reiters der Form des Sattelbaums anpasste. Trotz dieser Verformung eigneten sich diese Platten hervorragend als Unterlage für eine Schlafstelle. Darauf legten wir die Satteldecken.

Jetzt musste ich im Dunkeln schnell sortieren und zusammenfügen, um in kürzester Zeit möglichst alles auf einmal bergen zu können.

Im ersten Anlauf schleppte ich mit beiden Händen rechts und links die beiden Sättel um den aufgestapelten Warenstapel herum, dahin, wo sie vom Schein des Feuers verborgen waren. Danach lud ich mir die Decken, Satteltaschen und Wasserflaschen auf beide Arme und versteckte sie ebenfalls. Meine Reata war unter den Utensilien. Ich hatte sie aus der Schlinge an meinem Sattelhorn gelöst, als ich für mein Nachtlager die Lederplatte meines Sattels abgenommen hatte. Jetzt griff ich mit meiner Hand um die geflochtenen Windungen und ballte sie zur Faust. Gleichzeitig tastete ich nach meinem großen Arbeitsmesser im Stiefelschaft und lockerte es in seiner Scheide. Das Feuer brannte hoch und beleuchtete die nähere Umgebung rot. Pferdegetrappel war zu hören

Der Mexikaner hielt das Gewehr in seinen beiden Händen und signalisierte mir durch stumme Zeichen, dass wir uns in den Schatten seitlich des Warenstapels zurückziehen sollten, jeder für sich. Er ging ein paar Schritte rückwärts und war plötzlich unsichtbar. Ich gehorchte wie betäubt. So standen wir auf beiden Seiten im Dunkeln und warteten.

Groß und stattlich stand „El Gordo“ neben der Feuerstelle. Seine Leute waren um ihn herum verteilt, saßen am Feuer oder hockten etwas entfernt auf ihren Schlafstellen.

Dann waren unsere Verfolger da. Es waren drei Männer: Zwei Gringos und ein Halbblut, den sie zum Fährtenlesen dabei hatten.

Sie hielten wenige Meter vor dem Feuer an. Der Indianer blieb im Hintergrund. Einer der beiden Weißen hatte ein schweres Büffelgewehr quer vor sich liegen. Beim anderen, einem jungen blonden Kerl, vermutete ich den großen Dragoon Revolver, mit dem er in meinem Beisein schon beim Überfall auf unsere Hazienda einen Mann erschossen hatte. Dem Halbblut ragten gefiederte Pfeile über die linke Schulter. Er trug einen Köcher auf dem Rücken und sah mit seinem verbeulten Biberhut, einem zylinderähnlichen Gebilde, wie ein Komiker aus.

Ich erinnerte mich sehr genau an die drei. Die Gringos waren ungepflegte Männer in großen schmutzigen Stiefeln und in dreckigen groben Kleidungsstücken. Sie stanken nach Schweiß. Unablässig kauten sie Tabak und spuckten aus ihren schwarzen Mäulern den braunen Saft in ihre Umgebung. Der mit dem Büffelgewehr trug über seinem Vollbart eine abstoßende Narbe vom Mundwinkel bis zum linken Auge. Er war es, der beim Überfall auf die Hazienda unseren Don Martin mit einer Pferdepeitsche zu Boden geschlagen hatte, als dieser ihm - aufrecht stehend - die Stirne geboten hatte und ihn zum Verschwinden aufgefordert hatte. Als einer der herbeieilenden Vaqueros seinem Don helfen wollte, war er von dem jungen Blondem hinterrücks niedergeschossen worden. Dieser riesige Revolver, dessen einzelne Trommelkammern so viel Pulver und Blei aufnehmen konnte wie eine normale Büchse, wurde öfters bei den Gringos gesehen, seit die unser Land übernommen und auf ihrer Suche nach Gold überschwemmt hatten. Öfters noch waren die im Besitz eines kleinen tückischen Taschenmodells (Pocket), das man in der Hand kaum sehen konnte. Es stammte aus der gleichen Fabrik im Osten und konnte, wie alle Revolver von Colt, sechs Mal hintereinander sein tödliches Blei verschießen.

In der Gewissheit, dass die Kalifornier nichts dagegen aufzubieten hatten, benahmen sich die neuen Herrn entsprechend überheblich in unserem gastfreundlichen Land.

Die kalifornische Gastfreundschaft stand weit oben auf dem Kodex aller unserer Landsleute, der Dons, der Vaqueros und auch der Muleteros. Selbst wenn der Verdacht bestand, dass die Gäste feindliche Absichten hegten, musste man sie zuerst einmal freundlich begrüßen.

„El Gordo“ stand neben dem Feuer und sprach die Fremden höflich an, obwohl er ahnte, dass deren Anliegen alles andere als freundlich war:

„Buenas Noches Senores. Sie sind ja noch spät unterwegs. Wir bieten ihnen gerne einen Platz an unserem Feuer an.“

Der Bärtige mit der Narbe blickte grimmig und antwortete in gebrochenem Spanisch: „Is' ja gut Señor, aber wir suchen einen Mörder, der mit seiner Frau und einem alten Diener reitet. Sie sind geflüchtet. Haben Sie die Bande gesehen?“

„El Gordo“ war für einen Moment verunsichert. Mein Atem stockte. Er blickte in die Runde, überwand aber zu unserem Glück seine Zweifel. Nach einer Pause sagte er mit fester Stimme:

„Wir sind schon seit zwei Tagen von Monterey her unterwegs, wollen Ware nach San Luis Obispo, bringen. Wir haben in diesen zwei Tagen wenige Fremde gesehen Señor, jedenfalls keine, auf die ihre Beschreibung passt. Einen reisenden Padre auf einem Muli haben wir gesehen und ein paar Viehtreiber...“

„Eine Frau haben sie nicht gesehen?“

„Nein,“ sagte der Jefe mit Überzeugung.

Plötzlich hob der grobknochige Rappe des Bärtigen den Kopf, schaute mit gespitzten Ohren in Richtung des Corrals. Er witterte, schnaubte und wieherte mit geblähten Nüstern laut. Wegen dieses in seinen Augen aufsässigen Verhaltens riss der Bärtige wütend den Pferdekopf mit den Zügeln empor. Das war eine Bestrafung, die wir Vaqueros nie verstehen werden!

Ich wusste, was jetzt geschehen würde und presste in meinem Versteck eine Hand an die Stirn. Aus dem Corral antwortete ein Pferd. Ich erkannte es an der Stimme. Es war Marisols kleine braune Stute. Sie war roßig!

Ein heißer Gedanke schoss schmerzhaft durch mein Hirn. Ich hätte im Boden versinken können. Jeder, der sich mit den Gegebenheiten dieses Landes einigermaßen auskannte, wusste, dass die Maultierkarawanen keine Pferde mitführten, es sei denn, Reisende hätten sich ihnen angeschlossen. Aber auch die Padres zum Beispiel ritten überwiegend Mulis. Und die wiehern wirklich anders als Pferde!

Das Gesicht des Bärtigen erstarrte zur Maske. Seine Augen funkelten im Feuerschein kalt, wie die einer Klapperschlange.

„Ich will sehen, welche Waren ihr Greaser (Grasfresser) transportiert,“ sagte er scharf und setzte sein Pferd in Bewegung.

El Gordo stellte sich ihm in den Weg.

„Senor!“, rief er laut und deutlich, „für diese Güter bin ich verantwortlich. Ich möchte nicht, dass sie sich daran zu schaffen machen!“

Der Bärtige lachte grimmig und ritt einfach am Führer der Karawane vorbei.

Es war offensichtlich, dass er ihn nicht ernst nahm, dass er sich ebenso wenig an die Regeln der Höflichkeit hielt.

„Wenn ich eine Frau verstecken müsste, würde ich das zwischen den Trümmern dort tun,“ rief er in seinem schlechten Spanisch. „Ich werde die Häuptlingstochter in San Franzisko im Rotlichtbezirk verkaufen!“ Er ritt direkt auf mich zu, reckte sich im Sattel empor, um über den gestapelten Mulisätteln oben zu erkennen, ob es ein Versteck zwischen den Kisten und Ballen gab. Der Lauf des Gewehrs in seiner Rechten war auf den oberen Rand des Warenberges gerichtet.

Ich duckte mich im Schatten zusammen. Die zusammengerollte Reata hielt ich der rechten Hand. Meine Kleidung aus braunem Leder war die ideale Tarnfarbe.

So hatte ich einen Kampf nicht geplant, aber als der Kerl neben und über mir war, musste ich es tun und ich machte es richtig und schnell und brutal. Ich dachte an einen Ratschlag meines Vaters: Als ich das erste Mal ein Rind niederstrecken sollte und zögerte, nahm er mich an die Seite. „Wenn du so etwas zu erledigen hast und du weißt, dass du es tun musst und dass es notwendig ist und dass du es kannst, dann mach' es schnell und mach' es so gut du kannst! Mit aller Kraft!“

Das tat ich jetzt!

Der Bärtige hatte sich ganz auf den oberen Bereich konzentriert.

Wie eine Feder schnellte ich empor und schlug ihm auf kurze Entfernung die harten Coils der Reata mitten ins Gesicht. Diese Bewegung aus dem Handgelenk heraus hatte ich tausend Mal bei der Arbeit auf der Weide durchgeführt. Diesmal benutzte ich die Reata nicht als Werkzeug, sondern als Waffe.

Er schrie auf, schlug mit dem Gewehrlauf nach unten, drückte in panischer Reaktion auf den Abzug. Die Mündung war dicht über meinem Gesicht und der Feuerstrahl versengte meine Haare.

Er wollte sich auf der Gegenseite aus dem Sattel werfen, aber sein Pferd ging durch und raste davon. Alles geschah gleichzeitig.

Von hinten sah ich, dass er mitgeschleift wurde. Ich sah dies nur ganz kurz, weil er sofort aus dem Licht des Feuerscheins verschwunden war. Er hatte seinen Stiefel nicht aus dem Steigbügel bekommen.

Wir Vaqueros nennen diesen tragischen Unfall eine „Russische Schlittenfahrt“, eine entsetzliche Reise, die wir alle fürchteten. Mit dieser Reise konnte das Schicksal jeden von uns einmal schlagen, weil wir täglich viele Stunden im Sattel verbrachten.

Als er weg war, zitterten meine Knie und mir wurde schwarz vor Augen. Ich brach zusammen. Durch das Mündungsfeuer und die Detonation der großkalibrigen Waffe direkt über meiner Stirn schrillte und pfiif es unerträglich in meinen Ohren, so dass ich beide Hände darüber legte und mich vor Schmerz auf dem Boden zusammenrollte.

Deshalb habe ich die Ereignisse der nächsten Sekunden nicht selbst gesehen, geschweige denn gehört. Die anderen haben es mir später erzählt:

Als er den Tumult hörte, schoss der Blonde sofort einmal in meine Richtung.

Dann gab er seinem Pferd die Sporen und trieb es aus dem Stand in den Galopp.

Er hörte den Rappen seines Kumpanen davonrasen und schoss jetzt mehrfach auf den Rand des Warenstapels, ohne etwas in der Dunkelheit erkennen zu können. Als er mich fast erreicht hatte, fegte ihn die Kugel des alten Mexikaners aus dem Sattel.

Der war mit einem schnellen Schritt aus dem Schatten auf der anderen Seite des Warenstapels aufgetaucht, hatte stehend seelenruhig auf den Reitenden gezielt. Die Muleteros übertrafen sich später darin, ihn wegen seiner Kaltblütigkeit zu preisen. Nach ihren Erzählungen ließ der Alte den Lauf beim Zielen auf den schnellen Reiter mitwandern wie ein Jäger, der auf ein Stück Wild schießt, wenn es an ihm vorüber rennt.

Alle Anwesenden hatten gebannt nur auf diese Szene gestarrt. Als der Blonde am Boden lag und sein Pferd im wilden Galopp geflohen war, erinnerte man sich an das Halbblut. Das war aber spurlos verschwunden. Niemand hatte es flüchten sehen.

Jemand warf sich über mich und schrie schrill. Ich konnte das nicht hören, aber die süße, warme Atemluft kam mir bekannt vor und ihr Körper, an den sie mich drückte, vibrierte von Schreien und Schluchzen. Marisol umarmte meinen Kopf, den ich immer noch mit beiden Armen schützte. Sie presste mich an sich, jammerte und lamentierte.

Später erzählte sie mir, dass der Geruch des Schwarzpulvers und meiner verbrannten Haare sie in Panik versetzt hätte. Sie drängte sanft meine Arme beiseite und betastete mein Gesicht auf der Suche nach Blut oder einer Verletzung. Ich stammelte und versuchte ihr zu erklären, dass mir nichts fehlte.

Trotzdem fühlte ich weiterhin ihre tastenden Finger an meinen Ohren und in meinen Haaren. Endlich wurde sie ruhiger, weil sie keine Wunde, kein Blut fand. Die einzige Feuchtigkeit waren ihre Tränen auf meinem Gesicht. Dann umschloss sie wieder meinen Kopf mit ihren Armen und drückte ihn an ihre weiche Brust. Ich wusste gar nicht wie mir geschah. Ihre Jacke war vorne geöffnet und ich roch den warmen Duft ihres Körpers. Ganz nah war ich bei ihr, noch nie hatte ich die Wärme und den Geruch einer Frau so nahe erlebt.

Ich legte beide Arme um ihre Hüften und zog sie an mich, drückte mich gegen ihre Brust und versuchte tief durchzuatmen.

Spätestens jetzt hatte sie begriffen, dass es mir besser ging. Sie legte ihre Hände rechts und links auf meine Wangen, beugte sich über mich und küsste mich leidenschaftlich auf den Mund. Ihre Tränen und die Feuchtigkeit unserer Lippen vermischten sich.

Jemand eilte mit einer Fackel herbei, ein Anderer legte eine Decke unter mich und versuchte, mich in eine liegende Stellung zu drängen. Aber ich schüttelte den Kopf und versuchte auf die Beine zu kommen. Marisol half mir dabei und stützte mich. Wir wankten an dem leblosen Körper des Blondes vorbei. Wie betäubt starrte ich auf seinen Kopf am Boden und auf sein helles Haar, das in Strähnen wirr abstand. Marisol bekreuzigte sich. Ich weiß heute noch sehr genau, dass ich damals kein Mitleid für ihn empfunden habe. Abscheu und Ekel, ja! Seine Gruppe hatte meine Gruppe gejagt. Er war dabei umgekommen. Ich empfand deswegen keineswegs ein Sieges- oder Triumphgefühl, ich war eigentlich nur erleichtert, mit heiler Haut aus der gefährlichen Situation herausgekommen zu sein.

Heute, in meinen alten Tagen, wenn ich nachts nicht schlafen kann, frage ich mich manchmal, ob seine Mutter jemals über die Umstände seines Todes erfahren hat. Sie und er, beide tun mit heute leid. Der Gedanke an sie macht mich heute manchmal traurig, weil mir bewusst ist, dass er in meinem Alter war und heute noch leben könnte, wenn er einen anderen Weg gegangen wäre und unsere Fährten sich nicht gekreuzt hätten.

Dann saßen wir am Feuer.

Der alte Mexikaner war blass. Ich starrte benommen auf die scharfen schwarzen Falten in seinem Gesicht, während er auf mich einredete. Da ich nichts verstehen konnte, wehrte ich seine Bemühungen mit beiden Händen ab und versuchte, ihm mit Gesten verständlich zu machen, dass meine Ohren taub waren.

Als mir wieder schlecht wurde und ich mich sogar übergeben musste, bauten sie mir am Feuer aus meinen Decken ein Lager. Ich legte mich dankbar hinein, rollte mich kraftlos auf die Seite, zog meine Beine an den Körper und ließ mich zudecken.

Marisol blieb dicht bei mir und hielt ihre warme Hand auf meiner Schulter.

Die Muleteros saßen noch eine Weile bei uns und redeten. Sie waren zu aufgeregt, um zu schlafen. Als später endlich alle zur Ruhe gekommen waren und bis auf die Wachen alle Männer in ihren Decken lagen, stand der Mond über den Bergen im Osten. Das Feuer war herabgebrannt, seine Glut flammte manchmal noch leicht auf. Marisol entfernte sich auf leisen Sohlen und holte ihre Sachen. Danach legte sie sich vor mich, schmiegte sich an mich und legte einen Arm um mich.

Ihr Gesicht unter der Decke war dicht neben meinem Gesicht. Ihre Wange berührte meine. Das tröstete mich, gleichzeitig war es mir unangenehm, weil ich wusste, dass mein Atem nach Erbrochenem roch. Ich sammelte Spucke in meinem Mund, um den sauren Geschmack zu sammeln und hinunterzuschlucken, dahin, woher er gekommen war.

Dann fühlte ich etwas, das ich fast vergessen hatte: Ihre Wimpern bewegten sich schnell an meiner Wange. Das machte sie absichtlich, sie ließ ihre Augenlider flattern, um mich zu kitzeln. Wir hatten dies als Kinder den „Schmetterlingskuss“ genannt. Es war ein Kuss ohne Sünde, es war ein Zeichen tiefer Verbundenheit und Zuneigung, das man bei der Beichte nicht preisgeben musste.

Derjenige, der den Kuss vergab, musste feierlich „Mariposa“ sagen.

Wir hatten uns als Kinder in der Gruppe natürlich auch oft einen Spaß daraus gemacht. Wir hatten nach dem Flattern der Wimpern auf der Wange unseres

Gegenübers provozierend und auch kichernd und laut „Maripooooosa!“ gerufen und uns vor Lachen geschüttelt und alle umstehenden Kinder hatten ebenfalls gerufen und gelacht.

In dieser Nacht war ihr Kuss ernst gemeint. Er war eine Erinnerung und ein Versprechen zugleich. Eine Erinnerung an unsere lange tragische Liebe im Schmetterlingsland und ein Versprechen für eine gemeinsame Zukunft.

Ich konnte nicht hören, was sie an meiner Wange wisperte, ehe wir einschliefen. Aber ich war sicher, dass es das Kosewort unserer Kindheit war.

.....

Die Pastellfarben eines frühen Morgens im Salinastal erwarteten mich, als ich aufwachte und um mich schaute. Mit zunehmendem Licht wechselten diese Farben allerdings schnell in die vollen und warmen Töne eines kalifornischen Tages. Im Innern meiner Ohren tat es immer noch weh. Schrille Geräusche und Pfeife, die aus meinem Kopf zu kommen schienen, trafen mich bis ins Mark. Marisol lag nicht mehr neben mir. Die Muleteros waren mitten im Aufbruch, sattelten ihre Mulis, beluden ihre Packsättel, bewegten sich hin und her. Wenn einer an meinem Lager vorbeikam, rief er mir mit freundlichem Gesicht ein paar Worte zu, die ich nicht verstand. Als ich mich aufrichtete, sah ich neben mir das Büffelgewehr des bärtigen Gringos liegen. Plötzlich waren Marisol und der alte Mexikaner neben mir. Sie knieten nieder und redeten auf mich ein. Der Alte sah zerknittert aus. Der lange Ritt und die ereignisreiche Nacht hatten ihm übel mitgespielt.

Mit meinen Händen und mit Worten, die ich selbst nicht verstehen konnte, versuchte ich ihnen klarzumachen, dass ich taub sei. Nein nicht taub, versuchte ich zu erklären, furchtbare Geräusche ließen mich leiden.

Der Alte nahm das Büffelgewehr und legte es über meinen Schoß.

„El Gordo“ kam und hielt eine feierliche Abschiedsrede, die ich nicht verstand. Ich sah seine großen elfenbeinfarbenen Zähne und sein Zäpfchen ganz hinten im Rachen, weil er den Mund weit öffnete. Eine gewaltige Knoblauchfahne traf meinen Geruchssinn. Er glaubte wohl, ich könnte ihn besser verstehen, wenn er mit weit geöffnetem Mund deutlich sprach, dabei hauchte er mich an. Er schien mich zu loben und griff sich plötzlich beim Reden bedeutungsvoll in den Schritt. Das war eine Geste, die ich aus der Körpersprache der Vaqueros sehr gut kannte. Er schien mir mitzuteilen, dass er mich für einen wahren Mann hielt, einen Hombre mit zwei richtigen Cojones, wie ein mutiger Stier sie hat. Als er bemerkte, wie Marisol reagierte, sie senkte verlegen lächelnd den Kopf, schaute zur Seite und legte ihre Hand vor den Mund, entschuldigte er sich vollmundig. So verstand ich es jedenfalls.

Jemand brachte mir Frühstück: Warme Maistacos und Minzeteetee.

Die Tortillarollen waren mit warmen Bohnen und ein wenig aufgeweichtem und gewärmten Charqui gefüllt, unserem Dörrfleisch. Der Tee war mit Pinite, dem Harz unserer Lambertiana Tannen gesüsst. Diese Muleteros waren wirklich gastfreundliche Männer.

Dann wurden die beiden Pferde der Anglos herbeigebracht.

Die Stute des Blondens, die mit dem arabischen Einschlag, war nicht so weit fortgelaufen, nachdem ihr Reiter aus dem Sattel geschossen worden war.

Den grobknochigen Rappen des Bärtigen hatten die Muleteros im Morgengrauen gefunden, nachdem sie zwei Meilen der Schleifspur gefolgt waren. Er stand, vom

Blutgeruch der lästigen Fracht an seiner Seite tief verunsichert, in einem ausgetrockneten Bachbett und scharrte in den Kieseln, weil er Durst hatte. Den Bärtigen hatten sie gleich dort begraben. Das Pferd brachten sie mir. Es trug den Sattel des Gringos mit dem leeren Gewehrschuh an der rechten Seite.

Die Treiber bestückten die Packsättel mit den Gütern des Warenstapels und zurrten sie fest, indem sie den Mulis einen Fuß in die Seite stemmten und sich laut ächzend und an den Seilen ziehend zurückstemmten. Je zwei Mann waren für sechs Lastenträger verantwortlich. Dann machten sie sich auf den Weg nach Süden.

Wir holten unsere Pferde aus dem Corral. Über Nacht hatten sie Heu gefressen wie die Mulis. Der Mexikaner sattelte und ritt zum nahegelegenen Ort San Lucas, um mit dem Betreiber der Raststätte abzurechnen und sich abzumelden.

Die beiden großen Gringopferde trugen Brandzeichen, die wir nicht kannten. Wir konnten mit den Tieren wenig anfangen. Es waren keine Vaqueroferde. Sie waren gerade gut genug, um mit ihnen eine Weile geradeaus zu reiten, um z.B. eine Entfernung zu überwinden. Sie waren hartmäulig. Wenn wir unsere gewohnten Reithilfen gaben, reagierten sie nicht. Man musste beinahe ihre Köpfe in die Richtung ziehen, in die man sie wenden wollte, so abgestumpft waren sie.

Unsere eigenen Pferde waren mittelgroße Mustangs und ohne Ausnahme Nachkommen von Pferden der alten spanischen Rasse. Sie vermehrten sich halbwild auf den großräumigen Haciendas von selbst. Dabei kam es zu „Missernten“, zu solchem Nachwuchs, der weniger gerne gesehen wurde: kleinwüchsig oder solche mit schlechten Hufen, andere mit einem zu hohen Widerrist, an dem jeder Sattel scheuerte oder mit einem zu runden Widerrist, auf dem kein Sattel hielt. Um diese Fehler in der Zucht auszugleichen, holten wir uns ab und zu wilde Hengste aus den Bergen. Es gab westlich und nördlich unserer Hacienda Gebiete, wo sich Herden von Mustangs aufhielten, die unvermisches spanisches Blut zeigten. Für diese Ausflüge zum Fangen der Hengste wurden nur die besten Männer der Hacienda abgestellt.

Unsere Vaqueroferde wurden (auch wegen des Zahnwechsels im entsprechenden Alter) nach der alten Tradition ohne Eisen im Maul ausgebildet. Ich kann mich nicht erinnern, dass bei uns jemals ein Pferd mit einer Kandare gezäumt wurde, ehe es alles konnte, was wir von Pferden an der Herde verlangten. Dazu gehörte z.B. die Richtungsänderung durch ganz wenige Signale: Gewichtsverlagerung durch den sanften Steigbügeltritt, Drehen des eigenen Körpers in die Richtung, in die man strebte und ein einhändiges Zügelsignal. Die linke Hand mit den Mecatezügeln bewegte sich dafür wenig über dem Mähnenkamm des Pferdes in die Richtung, in die man sich bewegen wollte. Das war das wenigste, was wir bei der Ausbildung nach wenigen Wochen von unseren Pferden erwarteten. Dazu kamen schnelle Hinterhandwendungen, Seitengänge, um angreifenden wilden Rindern auszuweichen, Rückwärtsrichten, Tore öffnen, wieder schließen und vieles mehr. Damals gab es viel zu viel Pferde in Kalifornien. Jede Hacienda besaß mehrere Hundert davon. Ich hatte von vergangenen Dürrezeiten gehört, in denen die Vaqueros hinaus geschickt wurden, um wertlosen verwilderten Pferden mit der Lanze den Garaus zu machen, so wie wir im Herbst bei den Matanzas die Rinder mit dem großen Messer niederstreckten.

Oder man jagte sie als ganze Herde einfach eine Klippe hinunter. Diese Mestenos (Mustangs) hätten den Rindern, von denen wir lebten, in den Dürrezeiten das letzte Gras weggefressen und das letzte Wasser weggesoffen.

Arbeitspferde hatten bei uns keine Namen. Wenn man sich ein Tier für den Tag aussuchte, schaute man zuerst auf den Widerrist, ob der zum eigenen Sattel passte. Dann schaute man auf die Hufe. Zuallererst aber war der Ausbildungsstand des Pferdes wichtig. Um den für jedermann erkennbar zu machen, markierten wir sie am Widerrist, indem wir Mähnenhaar abschnitten und Büschel stehen ließen: Drei Büschel standen für ein Pferd, das gerade in der Hackamore angelernt wurde, zwei Büschel für die Übergangsstufe „Jaquima to Freno“, in der sowohl mit dem Bosal, als auch mit einem Bit gezäumt wurde. (Es wurde also mit vier Zügeln geritten.) Ein Büschel blieb bei dem voll ausgebildeten Pferd stehen, das mit einem Bit geritten wurde und das auf feinste Signale reagierte. In Wettbewerben verbanden wir manchmal Zügel und Bit mit nur drei Pferdehaaren. Dann ritten wir Figuren und Manöver, galoppierten und stoppten aus voller Geschwindigkeit. Unsere Signale mit den Romal Reins waren so sanft, dass diese Verbindung nur selten durchriss. Pferde, die so leicht auf unsere sanften Hilfen reagierten, das waren solche nach unserem Geschmack! Sie waren mindestens sechs Jahre alt. An der Herde konnten sie so eingesetzt werden, dass man sich voll auf sie verlassen konnte.

Die Fuchsstute und der Rappe zeigten natürlich keine Mähnenbüschel vor dem Widerrist. Sie hatten in den letzten Tagen die gleiche Strecke zurücklegen müssen, wie unsere Pferde, sie wirkten aber, obwohl sie größer waren, wesentlich abgetriebener.

Der Rappe litt an einer großen wunden Stelle an der Schulter, die wahrscheinlich beim Schleppen der einseitigen, schweren Last des unglücklichen Gringos entstanden war, weil der Sattel ungleichmäßig und schräg auf dem Pferderücken gescheuert hatte. Wir suchten Spinnweben in den Stacheleichen, legten sie auf die blutende und nässende Wunde. Dann puderten wir sie mit sauberem, feinen Sand um die Fliegen davon fern zu halten. Danach ließen wir die beiden Tiere einfach frei. Sollten sie sich erholen, irgendjemand würde sie später wieder aufgreifen. Die Sättel hinterlegten wir in San Lucas. Die wollten wir später abholen und vielleicht verkaufen.

Den Gewehrschuh befestigte ich an meinem eigenen Sattel. Die Pulverflasche, die Kugeln, die Zündhütchen fand der Alte in den Satteltaschen des Bärtigen. Er lud die Waffe neu, schob sie in die Hülle und zeigte mir mit Gesten, dass ich sie in meiner Nähe behalten sollte. Wir glaubten zwar nicht, dass das Halbblut uns alleine weiter verfolgen würde, wir wollten aber auf der sicheren Seite sein. Beim Packen sah ich dann auch, wie der Alte den übergroßen Coltrevolver an seinem Apfelhorn in dem eigens dafür gefertigten Holster befestigte. Diese Waffe war zu groß, um sie am Körper zu tragen.

Wir kontrollierten unsere Sattलगurte und unsere gesamte Ausrüstung, die auf den Pferden verzurt war und saßen auf, ritten weiter, diesmal auf dem Camino Real nach Norden.

Der Tag wurde heiß und staubig. Nach zwei Stunden kreuzten wir den Salinas, durch eine Furt. Er war bis dahin an unserer linken Seite und weiter weg von der Strasse gewesen. Jetzt konnten wir den Schatten von Eichenwäldern und Pappelhainen, genießen, konnten am Fluss rasten. Schwarzwedelhirsche und Elche liefen uns über den Weg.

Ein paar Mal begegneten uns Reiter. Ein Padre in seiner Kapuzenkutte und in Begleitung einiger Helfer auf Mulis grüßte freundlich. Als er die Gewehre an unseren Sätteln sah und bemerkte, dass eine junge Frau in Männerkleidern ritt, verfinsterte sich seine Miene. Er drehte sich noch eine ganze Weile misstrauisch nach uns um.

Sowohl der Alte als auch Marisol waren sehr um mich bemüht. Sie schien sogar bedrückt und sprach mich immer wieder laut und mir großen Gesten an, um zu prüfen, ob ich wieder hören könnte. Bei einer Rast beugte sie sich über mich und untersuchte meine Ohren. Ich genoss ihre Nähe, liebte es, von ihr umsorgt zu werden, von ihr berührt zu werden. Ihr Gesicht war so nahe. Die breitrandige, flache Krempe des Sombreros verdeckte es halb und berührte meine Stirne. Ich erkannte kleine Schweißperlen über ihrer vollen Oberlippe, als sie sich zu mir beugte. Die hätte ich so gerne weggeküsst! Dann schaute ich etwas tiefer. Ihr weites, locker geknöpftes Männerhemd gewährte mir einen Blick in ihren Ausschnitt und auf ihre Brust. Da waren ihr seit unseren gemeinsamen Planschvergnügen zwei kleine Hügel gewachsen, die schöner aussahen als Paradiesäpfel! Dazwischen hing an einer feinen Goldkette ihr kleines Kreuz. Natürlich bemerkte sie meinen Blick, Frauen merken das immer, wie ich heute weiß. Sie raffte mit einer schnellen Bewegung das Hemd vorne zusammen, lächelte errötend und strich mir tadelnd mit einem Finger über die Nase. Mir war ganz heiß. Ich griff nach ihrer Hand und hielt sie einen Augenblick. Heute, Jahrzehnte später, weiß ich, dass Männer von so einem Anblick verzaubert werden, egal wie alt sie sein mögen.

Ich hob den Kopf und fiel in den Blick des alten Mexikaners, der uns aufmerksam beobachtete. Es war mir egal. Ich hatte so viele Jahre gewartet und war mir unserer Sache jetzt sicher. Marisol hielt zu mir und hatte mir ihre Gefühle offen gesagt und gezeigt. Sollte er Don Martin doch berichten, dass wir uns liebten. Solange wir nichts Ehrenrühriges unter seinen Augen taten, sah ich keine Gefahr für uns.

Als wir weiterritten, der Alte auf seiner Buckskestute war wieder vor uns, begann Marisol mit mir zu spielen. Wenn ich ihren Blick suchte und wir uns ansahen, griff sie theatralisch mit der Rechten nach ihrem Hemd und raffte es vor der Brust zusammen. Dabei lachte sie mich spitzbübisch an. Irgendwann hielt sie das kleine Kreuz aus Gold zwischen ihren weißen Zähnen und feixte. Die Farbe ihrer Zähne und ihre bronzene Haut boten einen faszinierenden Kontrast, der mich berauschte und Sehnsüchte in mir weckte. Trotzdem war mir die Situation peinlich und ich fühlte mich bestraft. Das machte sie einige Male mit mir. Die Meilen zogen sich dahin. Mein Verstand begann zu arbeiten. Ich wurde kühner und starrte provozierend und verlangend auf ihr zu großes, weites Leinenhemd, das nun wirklich nichts von ihren Reizen preisgab. Das wiederum war IHR peinlich: Sie errötete, schaute an sich herab und sortierte den weißen Stoff. Nun hatte ICH einen Grund, sie anzulachen. Es tat mir aber dann leid, dass ich sie in Verlegenheit gebracht hatte. Ich versuchte ein entschuldigendes Lächeln. Für eine Weile schaute sie geradeaus. Später versöhnten wir uns durch Blicke, die unsere ganze gegenseitige Zuneigung bezeugten. In diesen Nachmittagsstunden klang das Brausen in meinen Ohren ab. Ich konnte sogar den Hufschlag unserer drei Pferde wieder hören. Meine Begleiter reagierten erleichtert auf diese Verbesserung.

Nachmittags verlor sich der Salinas auf unserer rechten Seite, so dass wir ihn bald nicht mehr sehen konnten. Der Weg wurde heiß, trocken und karg.

Als es schon dunkel war, querten wir den Fluss noch einmal in einem Pappelwald. Soledad sollte dann irgendwann rechts von uns liegen.

Spät in der Nacht erreichten wir das Dorf und die außerhalb gelegene Hazienda von Don Esteban Muras. Das war der Schwager von Don Martin, und das Oberhaupt einer großen Familie. Wir waren bei den Verwandten von Marisol und in Sicherheit. Bis auf das Grundstück der früheren Mission gehörte das meiste Land ringsum den Muras. Einen Teil davon haben sie später an die Eisenbahn verkauft.

Wir klopfen mit dem schmiedeeisernen Klöppel an das große Tor zum Innenhof. Die Hunde hatten schon vorher gebellt und die Ankunft von Fremden angekündigt. Verschlafene Stimmen fragten nach einiger Zeit von drinnen nach dem Grund, so spät zu stören. Das konnte ich mit meinem eingeschränkten Hörvermögen gerade noch verstehen. Durch die Risse und Spalten zwischen den Holzbohlen des mächtigen Tores konnten wir sehen, dass auf dem Hof Laternen und Fackeln entzündet wurden.

Als Marisol mit ihrer Glockenstimme ihren eigenen Namen und den ihres Onkels rief, kam drinnen Verwirrung und Hektik auf, Verunsicherung, weil die junge Nichte mitten in der Nacht vor dem Tor stand.

Die schweren Angeln quietschten, als jemand vorsichtig öffnete.

Ein älterer grobschlächtiger Mann mit einer Zipfmütze auf dem kahlen Kopf (er hatte wirklich eine Schlafmütze auf) nahm Marisol in seine Arme und zog sie auf seinen Bauch hinauf.

„Tio Esteban!“ rief sie lachend, „lass’ mich herunter Onkel, ich bekomme keine Luft!“ Mir fiel trotz meiner Müdigkeit auf, dass der Don an seinem rechten Handgelenk einen schweren silbernen Schmuckreif trug, auf dem ein großer flacher Türkis kunstvoll eingearbeitet war.

Von allen Seiten kamen Bediente herbeigeeilt, Männer und Frauen. Der Geräuschpegel stieg, sie standen mit offenen Mündern und müden Augen um uns herum, riefen und fragten.

Die große und runde Tante, eine Schwester also von Marisols Vater, kam in rauschenden Nachtgewändern über den Hof geeilt. Sie hatte sich eine große Rebozodecke über die Schultern gelegt, die sie vorne raffte, aber in dem Augenblick losließ, als sie Marisol mit beiden Armen an ihren großen Busen zog.

Nach der ersten Aufregung und nachdem Don Esteban den Grund unserer Flucht erfahren hatte, ließ er sorgfältig das Tor schließen. Gleichzeitig erteilte er mit erhobenem Arm seine Befehle. Er wies seinen Majordomo an, sofort und ohne Verzögerung zwei Reiter auf schnellen Pferden nach Monterey zu schicken. Er zählte laut und deutlich die Namen von Verwandten und Bekannten auf, bei denen die Männer vorsprechen sollten, um ein Aufgebot zusammenzustellen. Man sollte sich, so schnell es irgendwie ging, hier in Soledad efinden. Er kam mir vor, wie ein Schauspieler. Selbst auf den abgelegenen Haziendas konnten wir ab und zu kleine Theaterstücke sehen. Anlässlich der regelmäßigen Feste wurden Musiker engagiert oder auch Schauspieler, die dann auf einer improvisierten Bühne zum Vergnügen der Gäste ihre Stücke aufführten. Don Esteban stand jetzt wie auf einer Bühne im Schein der Fackeln. Von Natur aus groß und imponierend hob er seinen Arm und stieß bei jedem Familiennamen, den er mit wütender Stimme rief, seinen Zeigefinger in die Luft:

„Don Estudillo, Don Estrada, Don Vallejo,“ und andere. Es waren die damals wichtigen Clans aus Monterey und der Umgebung. Sein silberner Armreif mit dem flachen Türkis blinkte bei jedem Namen, wenn er den Arm nach oben stieß. Der

Majordomo schaute zu ihm auf, nickte bei jedem Ausruf und seine Lippen bewegten sich dabei. An den Fingern zählte er gewissenhaft die Namen. Als der Patron fertig war, drehte sich der Verwalter um und verschwand im Dunkeln. Bald darauf hörten wir wieder die Angeln des großen Eingangstores quietschen. Das Getrappel von zwei Pferden, die ihre Reiter im Galopp davontrugen, klang durch die Nacht.

Don Esteban führte uns durch den mit Blumen und Bäumen bestückten Patio zum Haupteingang des Herrenhauses. An den teilweise erleuchteten Fenstern ringsum sahen wir schmiedeeiserne Gitter. In der Mitte des Innenhofes stand wie ein Denkmal ein großer Brunnen, an dem gerade unsere drei Pferde getränkt wurden. Junge Männer kümmerten sich um die Tiere, die ebenso erschöpft waren wie wir und die Köpfe hängen ließen.

Seit alten kalifornischen Zeiten hatten die wenigen spanischblütigen Menschen über Heerscharen von Bediensteten verfügt. Wir Vaqueros gehörten zu dieser Unterschicht. Wir bekamen keinen Lohn. Wenn wir etwas benötigten, fragten wir danach und bekamen es in der Regel. Wenn jemand krank war, wurde er gepflegt. Die Dons sprachen immer von ihrer „Familie“. Umgekehrt stand in einer der Grundregeln des Vaquero Ehrenkodex die absolute Loyalität zu unserem Herrn. So jedenfalls war das früher. Zu meiner Zeit gab es diese Art und Weise des Zusammenlebens immer noch auf den abgelegenen Haziendas.

Die vielen Bediensteten, Indios und Mischlinge, wenige Farbige, durften sich auch im Herrenhaus bewegen, aber immer nur dort, wo sie zur Arbeit eingesetzt waren: Die Köche und Köchinnen in der Küche, die Zimmermädchen in den Räumen, wo sie sauber machen sollten, die Wäscherinnen in der Wäscherei. usw.

Don Martins Empfangshalle auf unserer Hazienda am Tularesee hatte ich immer nur dann von innen gesehen, wenn er mehrere von uns zusammengerufen hatte, um eine Rede zu halten, Befehle auszugeben, jemanden zu ehren oder zu einer Trauerfeier.

So weit reichten die oben erwähnten „Familienbande“ doch nicht, dass wir mit Don Martin regelmäßig an einem Tisch sitzen durften.

Die Dons und ihre Familienmitglieder konnten es sich leisten, jeder Arbeit aus dem Weg zu gehen, die ihnen unbequem war. Sie ließen sich bedienen. Das heißt nicht, dass sie nicht nach vorne sahen und aktiv waren. Sie legten allerdings nur dann Hand an, wenn sie Lust zu einer Tätigkeit hatten. Jegliche andere Arbeit wurde delegiert und von Bediensteten ausgeführt. Der Umgangston dabei war milde und überaus höflich.

Der Standesunterschied zwischen den spanischblütigen Dons und ihren Arbeitern war groß, das hatte ich ja selbst auf unserer Hazienda bei Don Martin erlebt. Deshalb wunderte ich mich, dass auch wir beiden ins Haupthaus eingeladen wurden.

In dem prächtigen großen Raum mit Balkendecke und Kamin durften wir uns an einen überdimensional langen Tisch setzen, an dem bei Festen Dutzende von Gästen Platz fanden. Don Esteban thronte mit seiner Schlafmütze am Kopf der Tafel und bat uns, zu erzählen. Zwischendurch wies er seine Bediensteten an, Gläser und etwas zu trinken zu bringen und er rief ungeduldig in die Richtung der Küche, wo denn das Essen bliebe.

In der Runde befand sich auch die Kusine von Marisol. Sie hieß Mercedes und ähnelte ihr in gewisser Weise: Die gelbbraunen Augen, die anmutige Gestalt. Allerdings hatte sie im Gegensatz zu Marisol ein Raubtiergebiss. Marisol besaß

ebenmäßige Zähne, seit ihre vordere Lücke zugewachsen war. Mercedes zeigte beim Sprechen ausgeprägte vordere Eckzähne. Wenn sie lachte, bekam ich ein wenig Angst vor ihr, obwohl ich sie sonst anziehend fand, weil sie Marisol so sehr ähnlich sah.

Ihr Verlobter Carlos, ein Hidalgo aus Carmel war zu Besuch. Er war ein schlanker, gut aussehender junger Mann mit langen Haaren, die er hinten zu einem altmodischen Zopf zusammen gebunden hatte.

Er beachtete mich zunächst nicht, behandelte mich von oben herab. Je mehr er über die Ereignisse in San Juan hörte, umso freundlicher wurde er, so wie alle am Tisch. Die Männer lobten mich wegen meines Mutes, die Frauen schauten mich offen und voller Verwunderung an.

Don Esteban ergriff das Wort, nachdem Marisol unsere Geschichte erzählt hatte und dabei meinen erfolgreichen Angriff mit der Reata gegen den Gringo besonders hervorgehoben hatte. Der alte Mexikaner sagte kein Wort. Ich schwieg ebenfalls.

„Als Monterey einmal von Seeräubern überfallen wurde,“ sagte Don Esteban, „kämpften nicht nur die Soldaten des Presidios. Drei Piraten wurden von Vaqueros unschädlich gemacht. Mit der Reata! Daran erinnere ich mich jetzt, anlässlich der tapferen Handlung dieses jungen Mannes.“

Jeder im Land kannte diese Geschichte. Mir war das gar nicht recht, so im Mittelpunkt zu stehen und sogar mit den legendären Helden von Monterey verglichen zu werden. Marisol bemerkte meine Verlegenheit. Sie lenkte deshalb die Aufmerksamkeit auf den alten Mexikaner und berichtete mit großen Gesten von dessen Kaltblütigkeit. Sie stand auf, streckte ihre Arme aus, als hielte sie ein Gewehr, legte den Kopf auf die Schulter, zielte und schwenkte den Lauf im Halbkreis, um zu zeigen, wie ein vorbeipreschendes Objekt anvisiert werden muss: „Wie bei einem rennenden Wildschwein!“ rief sie und alle lachten und klatschten begeistert in die Hände.

„Zeigen sie uns bitte den Revolver des Anglos Señor?“ forderte jemand in der Runde. Der Mexikaner schaute fragend auf Don Esteban. Als der zustimmend nickte, drehte er sich im Sitzen schwerfällig um und suchte hinter dem Stuhl nach seinen Satteltaschen. Dann legte er den Revolver in dem Futteral auf den Tisch, griff mit beiden Händen danach und zog ihn aus dem Halfter. Tiefblau glänzend und bedrohlich lag die gefährliche Waffe jetzt im Schimmer der Kerzen. Ich sah die große Bohrung der Kammern und des Laufes und dachte mit Schaudern daran, dass der Blonde mehrmals in meine Richtung geschossen hatte, ehe er sterben musste.

„Die Yankeesoldaten in Fort Tejon sind mit diesen Waffen ausgerüstet,“ murmelte der junge Hidalgo. „Jeder von ihnen verfügt über die Feuerkraft von sechs Schützen, weil er in wenigen Sekunden sechs Mal hintereinander schießen kann.“

Ein betretenes Schweigen senkte sich über die Runde.

„Diese Yankees sind Barbaren,“ sagte endlich Don Esteban mit tiefer Stimme.

„Sie besitzen immer noch Sklaven und ihre Umgangsformen lassen sehr zu wünschen übrig. Außerdem sind sie zu faul, unsere Sprache zu erlernen, obwohl sie von unserem Land Besitz ergriffen haben.“

„Außerdem können sie nicht richtig reiten,“ fuhr Carlos fort. Er könne sich vorstellen, dass es möglich gewesen wäre, die beiden Banditen auch mit unserer Technik des „Katzenkampfes“ zu bezwingen.

Ich verstand natürlich, was er meinte. Manche Vaqueros bildeten ihre Pferde zu einem Manöver aus, in dem sie den Gegner, Mensch oder Tier, mit der Schulter des

eigenen Pferdes im vollen Galopp rammen und ihn „umblasen“ konnten, so nannten wir das.

Zwei Arten von Pferden waren für das Training zu so einen Kampf geeignet. Entweder diejenigen und das war die kleinere Gruppe, die durch Motivation und ihren Übermut dazu gebracht werden konnten. Das waren in der Regel „Draufgänger“, Hengste gehörten dazu. Oder solche, die man durch den rüden Gebrauch der Sporen sogar dazu bringen konnte, gegen eine Mauer zu rennen. Das waren Pferde, die vor dem Reiter mehr Angst hatten, als vor irgendetwas Anderem. Für diese Art von Ausbildung hatte ich mich nie begeistern können.

„Die Anglos sind schlechte Reiter“ wiederholte sich Carlos, „und sie sind uns zu Pferde hoffnungslos unterlegen! Wenn ihr hinter dem Stapel gewartet hättet und rechts und links aus dem Schatten gekommen wäret, dann hätte jeder von euch einen von denen erwischen können!“

Alle diskutierten lebhaft darüber. Was wussten die schon! Sie waren ja nicht dabei gewesen. Ich suchte den Blick des alten Mexikaners. Der schaute nur auf den Boden und schwieg.

Ich war froh, dass wir nach der anstrengenden Reise unsere Quartiere zugewiesen bekamen, wo wir zur Ruhe kommen konnten.

Marisol schlief im Zimmer ihrer Kusine. Der Mexikaner und ich wurden zusammen in einem Gästezimmer untergebracht. Wir schleppten unsere Utensilien in den Raum, der mit wuchtigen dunklen Möbeln im spanischen Stil großzügig für die Gäste der Oberschicht ausgestattet war. Auf dem Tisch stand eine fein geflochtene Schale, die mit wundervollen Ornamenten verziert war. Ich hielt sie für eine Arbeit von den Pomoinianern aus dem Norden. Die galten als die besten Flechter im Land und konnten sogar Körbe aus Pflanzenfasern herstellen, durch die kein Wasser entweichen konnte.

Die Schale stand da, als würden Früchte hineingefüllt, wenn Gäste kamen. Dass keine darin waren, wunderte mich nicht. Einerseits waren wir keine hochrangigen Gäste, sondern nur Vaqueros einer befreundeten Hazienda. Andererseits waren wir mitten in der Nacht und ohne Einladung gekommen.

Der Mexikaner lächelte müde, als er die Schale sah.

„Das sind die Ehrenretter in den Gästezimmern. Wenn ein Gast kommt, von dem man befürchtet, dass er um finanzielle Unterstützung bitten wird, dann legt der Gastgeber Geld dort hinein, um zu vermeiden, dass der Gast die peinliche Bitte vortragen muss. So verhalten sich die Dons in ihrer grenzenlosen Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft.... Die Sache hat natürlich einen Haken: Wenn das Geld genommen wird, spricht sich das herum. Wer will sich schon nachsagen lassen, dass er sich etwas schenken lassen muss...“

Ich sah mir die Schale an. Von ihrer handwerklichen Ausführung war sie bemerkenswert. Den Rest der Geschichte verstand ich in meiner Müdigkeit nicht oder wollte ihn nicht verstehen. „Geld“ war etwas, mit dem ich wenig anfangen konnte. Ich wusste, wie es aussah, aber ich hatte selten selbst eine Münze besessen.

Das Verständnis für die bequemen Betten aus Holz und breiten Rohlederstreifen fiel mir leichter, weil ich hundemüde war. Auf den frisch duftenden Strohmattzen fielen wir beide sehr schnell in einen tiefen Schlaf.

Nach den Ereignissen der letzten Tage und Nächte, quälten mich ein paar Albträume, andererseits war da auch immer wieder im Schlaf ein Glücksgefühl: Marisol zu lieben und von ihr geliebt zu werden.

Nach den Strapazen der Flucht und den schlimmen Erlebnissen der vorangegangenen Nacht, erwachte ich am nächsten Morgen im Paradies. Vom Innenhof her klang Vogelgezwitscher durch die groben Laden unseres Zimmers. Ich war alleine. Der Alte war schon vor mir aufgestanden und hatte sich leise entfernt.

Es erleichterte mich, dass ich wieder ein wenig besser hören konnte. Das rechte Ohr machte mir noch Sorgen, darin quälte mich ein immerwährendes Rauschen.

In einem Ständer aus Schmiedeeisen und dessen großem Ring lagerte ein Waschbecken aus Keramik, daneben stand ein Krug mit Wasser. Ich wusch mich und genoss es, den Schweiß und den Staub der vergangenen Tage zu entfernen. Als ich in den Patio trat, überraschte mich die farbige Pracht der Blumen, die Vielfalt der schattenspendenden Bäume, aus deren grünem Laub Orangen und Lemonen leuchteten. Unter einem großen, breit ausladenden Feigenbaum stand eine Bank, darauf saßen in bunten Kleidern die beiden Kusinen und unterhielten sich angeregt. Wie zwei rotweiße und gelbweiße Blumen sahen sie aus. Mercedes hatte ihrer Kusine ein gelbes Kleid geliehen. Da die beiden fast die gleichen Maße hatten, sahen sie aus wie Schwestern. Beide trugen auf dem Kopf weiße Mantillas an den Peinetas (Steckkämmen). Marisol spreizte neckisch einen großen Fächer vor ihrem Gesicht, als sie mich sah und wedelte sich damit Luft zu. Über dessen oberen Rand lachten mich ihre Augen an. Das lange spanische Kleid betonte ihre Hüften unterhalb der Taille. Auch das eng geschnittene Oberteil machte mich verlegen. Es ließ sehr gut die Form des weiblichen Körpers erkennen. Das gab der Phantasie viel Raum und stand im Gegensatz zur weißen Farbe der Mantilla, die auf die Jungfräulichkeit der beiden verwies. Ich war verwirrt und senkte den Blick, grüßte höflich und trollte mich mit der Ausrede, dass ich noch nicht gefrühstückt hätte.

Schmetterlinge taumelten zwischen rosafarbenen Rhododendronbüschen und den Blumen an den Rändern der Gehwege umher.

Am Brunnen tränkte der junge Hidalgo sein gesattelttes Pferd. Es zeigte Spuren von Schweiß auf seinem Fell. Wo mochte er schon gewesen sein? Aus der entfernten Schmiede klang der Hammer auf einem Amboss.

Ein gemeinsames Frühstück in der großen Halle hatte es an diesem Morgen nicht gegeben, weil die Unterbrechung der Nacht alle Menschen der Hazienda aus ihrem Rhythmus gebracht hatte. Dafür fand ich in der Küche gleich drei freundliche indianische Köchinnen, die sich darin überboten, mir aus dem schon vorbereiteten Teig im siedenden Olivenöl köstliche Churros zu bereiten. Sie schauten mich mit ihren großen braunen Mandelaugen bewundernd an und flüsterten miteinander, während sie das Frühstück zubereiteten.

Ich aß im Stehen, trank Kaffee und überlegte, wie ich mit Marisol alleine sprechen konnte, ohne den Anstand zu verletzen. Spätestens morgen würde das Aufgebot aus Monterey hier sein und wir Männer würden zum See zurückkehren, um zu kämpfen. Ich wollte unbedingt vorher mit ihr noch einmal sprechen, um von ihr zu erfahren, wie es mit uns beiden weitergehen sollte.

Dann lief mir der Mexikaner über den Weg, er schien mich gesucht zu haben.
„Ich möchte mit Dir sprechen Sohn, komm' mit mir, es ist wichtig!“
Ich folgte ihm zum Haupttor der Hazienda. Am Wächter vorbei gingen wir hinaus und ein Stück an der Außenmauer entlang, bis der Alte sicher sein konnte, dass wir alleine waren. Im Gegensatz zum Patio war es hier draußen heiß und staubig. Der Blick über das Tal war trostlos. Verbranntes Gras, keine Bäume, wenig Sträucher. Vereinzelt konnte man kleine Gruppen von Rindern sehen. In einiger Entfernung sahen wir die wenigen Häuser und Hütten des Dorfes Soledad. Auf der anderen Seite des Rio Salinas konnte ich in einiger Entfernung die Ruinen der alten Mission erkennen.
„Soledad“, das bedeutet „Einsamkeit“.

Er tat sich schwer, einen richtigen Anfang zu finden, schaute mit seinem Adlergesicht in die Ferne.

„Sohn“, sagte er dann stockend, „ich habe mein Wort gegeben, dass die Seniorita unversehrt zu ihren Verwandten gelangt.“
Er drehte sich zu mir, fixierte mich mit seinen dunklen Augen. Sie waren zu schmalen Schlitzeln zusammengezogen. Trotzdem fiel mir auf, dass das Weiße seiner Augäpfel von der Anstrengung der letzten zwei Tage und Nächte gerötet war.
„Sie ist doch unversehrt?“ setzte er ungewöhnlich laut nach.
Ich war wie vom Donner gerührt und brauchte einen Augenblick, um zu verstehen. Er hatte uns zusammen unter den Decken liegen sehen.

„Ja Señor!“ sagte ich einfach. Mehr fiel mir nicht ein
Nie hätte ich gewagt, diesen alten, würdigen Kämpfer mit großartigen Reden zu beschwichtigen, geschweige denn, ihm eine aufmüpfige Antwort zu geben oder seine Verdächtigungen ins Lächerliche zu ziehen. Ich hatte auch keinen Grund, mich zu rechtfertigen. Zwar hatte ich in meinen Träumen schon einmal an das gedacht, worauf er anspielte, in der Wirklichkeit war ich weit davon entfernt Pläne zu schmieden, die dazu führen konnten. Mein Respekt vor Marisol war zu groß und letztendlich war ich selbst viel zu schüchtern. Auf dem Lande wuchsen wir in einer Umgebung auf, in der mit Rindern, Pferden und anderen Tieren Zucht betrieben wird. Die körperliche Begegnung zwischen einem Hengst und einer Stute war kein Geheimnis für uns. Bei meiner Beziehung zu ihr konnte ich mir so eine Situation nicht vorstellen! SIE war wie ein Engel für mich. Ich liebte es, sie anzusehen. Es war eine neue Dimension für mich, sie sogar anzufassen und neuerdings sogar zu küssen wie ein Liebhaber. Ich hatte natürlich auch in der Vergangenheit gewisse Träume genossen, in denen sie mir erschien. Das waren heiße Bilder, die sich mir aufdrängten, so wie gestern der Blick in ihren Ausschnitt: Bei solchen Vorstellungen wurde ich mit einer Woge aufwärts gezogen, schwamm für einen atemlosen heißen Augenblick oben auf einem Wellenkamm. Danach versank ich in einem brodelnden Strudel, schämte mich.

In meiner Not schwieg ich, schaute ihn nur an. Er wartete. Keiner von uns beiden senkte den Blick.

„Und sie wird unversehrt bleiben, bis sie wieder zu Hause ist!“ sagte er bestimmt. Das war klar ausgedrückt. Das war ein Befehl, keine Frage.

„Ja Señor,“ antwortete ich.

Nach einer Ewigkeit senkte er den Blick. Ich atmete auf. Er hob den Kopf und schaute wieder in die Ferne.

Dann atmete er tief durch und begann zu reden.

„Ich kann dich gut verstehen, Sohn. Wir alle verfolgen eure traurige Liebesgeschichte, seit ihr Kinder wart. Wenn ich die Senorita ansehe, muss ich oft an ihre Mutter denken, die wir alle geliebt und verehrt haben.“ Er berührte mit dem Daumen seiner rechten Hand seine Stirn und seine beiden Schultern.

Ich bekreuzigte mich ebenfalls.

Was sollte ich darauf sagen? Donna Magdalena hatte ich nur schwach in Erinnerung. Ihre Krankheit, ihr Tod und die Trauer im Hause Martin hatten dazu geführt, dass Marisol für längere Zeit zu ihren Verwandten nach Mexiko geschickt wurde.

Er sprach weiter.

„Du bist auf dieser Reise zum Mann geworden und hast dich bewährt. Deshalb will ich dir einen Rat geben. Genieße ihre Zuneigung und ihre Nähe, aber missbrauche das Vertrauen nicht, das alle in dich setzen. Don Martin wird dich vielleicht belohnen, weil du dich wie ein Mann benommen hast.“

Ich hatte mir überhaupt noch keine Gedanken über eine Belohnung gemacht. Immerhin hatte ich meine eigene Haut gerettet, mir war gar keine andere Wahl geblieben, als so zu handeln, wie ich es getan hatte. Was sollte dann also eine Belohnung?

Dann keimte plötzlich ein Funken Hoffnung in mir auf. Vielleicht gab es ja wirklich wegen der Ereignisse eine Möglichkeit, dass wir ein Paar werden konnten? Immerhin hatte Don Martin mich zu ihrem zweiten Beschützer ausgesucht, nachdem er mich jahrelang griesgrämig betrachtet hatte.

Ich lächelte unbewusst und scharrte mit der Spitze meines Stiefels einen Kreis in den Sand. Meine Sporenkette klingelte leise. Der Alte schaute mich wohlwollend an. Sein Schneidezahn aus Gold blinkte beim Sprechen

„Ich freue mich für Euch beide. Du erinnerst mich an meine Zeit, als ich jung war. Genieße diese Zeit, Sohn. Sie ist an der Seite einer jungen Frau das Schönste, was das Leben zu bieten hat.“

Er machte eine Pause und seufzte.

„Du wirst später die Erfahrung machen, dass es beim Zusammenleben mit den Frauen auch eine dunkle Seite gibt, eine sehr traurige.“

Wir schwiegen.

„Die meisten von ihnen gehen ihre eigenen Wege, wenn sie erst einmal Kinder haben. Sie werden fett und glücken mit den anderen Frauen und erzählen sich unwichtige Dinge. Wenn sie ab und zu wirklich mit dir das tun, wovon du träumst, dann tun sie es ohne Passion. Dafür aber mit Berechnung, weil sie etwas von dir wollen. Merke es dir für immer, Hijo, sie tun es ohne Passion und du hast wenig Spaß am Zusammensein mit ihnen, wenn du sie durchschaust!

Dann bist du wieder alleine mit Deinen Jungenträumen. Und glaube mir, diese Träume, diese Sehnsucht, die hören niemals auf.....“

Er schluckte und schwieg eine Weile, schaute über das trockene Tal.

„Auch wenn Du so alt sein wirst wie ich, wirst du immer von Frauen träumen, die dich und deine Wünsche erst nehmen. Die bestenfalls selbst solche Wünsche haben. Das sind aber leider überwiegend nur die jungen Frauen.“

Ich verstand seine Worte, aber ich glaubte ihm nicht: Marisol und ich, wir liebten uns schon so viele Jahre. Was sollte denn zwischen uns treten?

Außerdem bereitete mir die Vorstellung Unbehagen, sein faltiges Gesicht mit dem großen grauen Schnurrbart nahe dem reinen und klaren Gesicht einer jungen Frau zu sehen.

War das die Tragödie, die er meinte?

Er sah meine betretene Miene und setzte bitter hinzu:

„Natürlich haben alte Männer kein Recht mehr auf diese Guapas, diese Schönen.“

Damit war seine Rede, sein Rat an mich beendet. Er schwieg.

Ich kannte seine Frau, ein rundes, schlampiges Wesen. Sie war beim Wäschewaschen am Brunnen zwischen unseren Adobehütten immer die Lauteste, die mit der schrillsten Stimme.

Wenn es so war, dass auch alte Männer noch Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Schönheit haben, wie traurig mochte deren Leben verlaufen so ganz ohne Hoffnung? Und wie mochten denn Frauen in seinem Alter über die Liebe denken? Was war ihnen wichtig? Sie mussten natürlich arbeiten. Aber warum taten sie das für ihre Männer und die gemeinsamen Kinder? War das ihr einziger Lebensinhalt? Woraus schöpften sie ihre Kraft?

Ich verstand so wenig von solchen Dingen. Ich wäre auch nicht im Traum auf die Idee gekommen, Fragen zu stellen. Also schwieg ich auch.

Wir gingen gemeinsam zurück in den Patio, wo geschäftiges Treiben herrschte. Die Frauen hingen Wäsche auf, Pferde wurden geputzt, aus der Küche hörte ich das Klappern von Geschirr. Auf einem provisorischen Tisch lagen mehrere altertümliche Gewehre, bei denen ein Bursche neue Feuersteine in die lederne Lagerung der Hähne schraubte. Eine junge Frau sang, während sie Weintrauben von ein paar Stöcken erntete, die in der Nähe der Südwand standen.

„Als die Mission noch bewirtschaftet wurde, gab es hier im Tal viele tausend Weinstöcke,“ sagte der Alte wehmütig.

Ich suchte Marisol und fand sie im Kreis mehrerer Frauen. Sie saßen auf Schemeln im Kreis, die Dienstmägde putzten Gemüse und schnatterten wie die jungen Enten. Die Senioritas saßen dabei, spielten mit ihren Fächern und beteiligten sich am Gespräch. Beide lachten mir zu und alle Frauen scherzten in meine Richtung.

Beim Mittagessen saßen wir wieder an der langen Tafel. Es gab Flautas, gerollte Maistortillas, deren Inhalt aus den besten Leckerein zusammengestellt war: Verschiedene Sorten frisches Fleisch, aber auch Käse, Bohnen und sogar gewürztes Kartoffelpüree.

Mit der grünen und roten Salsa zusammen schmeckten die Flautas pikant. An Chili und Peperoni, Knoblauch und Pfeffer, Tomaten und Zwiebeln war bei der Zubereitung der Salsa nicht gespart worden.

Dazu gab es frisches Gemüse und Früchte. Wein und Wasser wurden regelmäßig nachgeschenkt.

Der junge Hidalgo aus Carmel saß neben Don Esteban und schaute interessiert auf den schweren silbernen Armreif mit dem Türkis an dessen Handgelenk.

„Ja so ist das,“ sagte der Don, als er den Blick bemerkte. „Wir haben den Indios das Schmieden und das Treiben von Silber beigebracht, jetzt beherrschen sie die Herstellung solcher Schmuckstücke besser als wir. Dafür haben wir ihre Rezepte für die Küche übernommen.“ Er lachte und griff herzhaft zu.

Dann erzählte er, wie er regelmäßig als junger Mann auf dem Camino nach Santa Fe unterwegs war, wie gefährlich dort die Comanchen und die Apachen waren. Und dass er den Reif von einem Navajo auf dem Markt in Santa Fe erworben hatte.

„Das ist einmal der Schutz für den Bogenarm eines Kriegers gewesen,“ sagte der Don. „Ich habe ihn ein wenig ändern lassen, auch damit er mir passt. Das ist schon vierzig Jahre her!“

„So viele Jahre hast du diesen Reif schon!“ rief Marisol bewundernd aus. Dann fuhr sie fort:

„Ich mag es auch, wenn mich ein schönes Schmuckstück über viele Jahre begleitet.“ Sie zeigte mit Zeigefinger und Daumen das kleine goldene Kreuz an ihrer Halskette, „das habe ich zu meiner heiligen Kommunion bekommen und ich trage es immer!“

„Ja meine Schöne,“ antwortete der Don nachdenklich. „Allerdings sehe ich es so, dass nicht der Reif und der Stein mich begleiten, sondern umgekehrt. Dieser Stein und das Silber gehören zu unserer Erde, während ich hier nur ein Gast bin. Beide waren lange vor meiner Zeit hier und werden lange nach mir auf dieser Erde sein. Ein anderer Sterblicher wird den Stein später wahrscheinlich tragen. Der Türkis wird dann diesen Menschen begleiten, der heute vielleicht noch nicht einmal geboren ist...“

Das machte uns nachdenklich, Schweigen legte sich über die Runde.

Endlich, zur Zeit der Siesta, als alle ruhten, konnte ich Marisol alleine sprechen. Ich folgte ihr in den Corral, wo ihr Pferd stand. Ein paar Neophyten befanden sich am Eingang des Stalls. Sie flochten an einem hohen Gestell eine herabhängende Rohhautreata aus vier Endlossträngen und beobachteten uns. Marisols kleine braune Stute stand zwischen uns, als wir über ihren Rücken hinweg miteinander sprachen.

„Ich werde morgen mit den Männern reiten,“ sagte ich, „du musst hier bleiben, so will es dein Vater. Wie wird es mit uns beiden weiter gehen, wenn wir wieder zuhause sind?“

Sie sah mich mit ihren gelbbraunen Augen an, ihre Pupillen waren groß und schwarz. „Wirst Du mich bis zur nächsten Umarmung wieder sechs Jahre warten lassen?“ fragte sie lächelnd.

„Das lag nicht nur an mir,“ sagte ich und uns beiden fiel offenbar zur gleichen Zeit das düstere Gesicht von Don Martin ein, wenn er uns gemeinsam gesehen hatte.

„Du hast mich vor den Gringos gerettet, das wird dir mein Vater nicht vergessen. Hast du schon einmal darüber nachgedacht, warum er dich als meinen Begleiter ausgesucht hat?“

Wieder spürte ich dieses wunderbare Gefühl der Hoffnung.

„Willst Du mich denn?“ fragte ich ganz leise.

„Liebst Du mich denn?“ fragte sie schelmisch zurück und zeigte ihr süßestes Lächeln.

„Ich habe nie an eine andere gedacht,“ antwortete ich diesmal mit fester Stimme, legte beide Arme über den Pferderücken und öffnete meine Hände, damit sie ihre hineinlegen konnte.

So gaben wir uns das Versprechen, uns zu lieben und für immer treu zu sein.

„Meinen Vater überlass' nur mir,“ sagte sie glücklich, als wir zurückschlenderten, ohne uns zu berühren. Wir mussten die Anstandsregeln befolgen, obwohl wir uns gerade unter vier Augen verlobt hatten.

Ich wusste damals noch nicht, dass dicht neben ihrem zauberhaften Charme eine stählerne Hartnäckigkeit zu ihren Eigenschaften zählte, die sie mit einem

liebenswerten Lächeln durchzusetzen vermochte. Sie hat ihren Vater später ganz einfach mit dem Argument erpresst, dass ich ihr das Leben gerettet hätte und er mir deshalb etwas schuldig sei. Er hatte sich daraufhin mir gegenüber verpflichtet gefühlt.

Nach der Siesta, als die Familie und die Gäste ein wenig verschlafen im großen Raum zusammenkamen, um Kaffee zu trinken und ein paar Süßigkeiten zu naschen, wurde ich Zeuge eines Komplotts, den die beiden Kusinen geschmiedet hatten.

„Carlos und ich, wir wollen nachher zur alten Mission reiten,“ plapperte Mercedes in die Runde.

„Senora Ruiz wird euch begleiten,“ reagierte Don Esteban freundlich aber bestimmt. Mercedes und der junge Hidalgo waren zwar offiziell verlobt, aber ohne eine Anstandsperson durften sie so einen Ausflug nicht unternehmen.

Da meldete sich Marisol mit ihrer glockenklaren Stimme: „Das braucht sie nicht. Ich komme mit euch, Mercedes, ich war schon lange nicht mehr an dem heiligen Ort.“ Sie blickte ernst in die Runde.

Don Esteban wechselte einen schnellen Blick mit Donna Clara. Dann nickte er ein wenig unsicher und brummte: „Nun gut, dann passt gut auf euch auf, ihr jungen Leute!“

Marisol war schlau, denn nachdem der Don seine Zustimmung gegeben hatte rief sie:

„Und ich möchte, dass einer meiner beiden Retter in meiner Nähe bleibt.“

Sie zeigte mit dem Zeigefinger auf mich. „Sattle bitte mein Pferd und begleite uns!“ Wieder wechselten der Don und Dona Clara schnelle Blicke, erhoben aber keinen Einspruch.

Der alte Mexikaner saß still auf seinem Stuhl. Er starrte mich an. Ich konnte seinen Gesichtsausdruck sehr wohl deuten.

Wenn man zwei Liebespaaren einen Ausflug ohne Aufsichtsperson erlaubt und dabei die Hoffnung hegt, dass die sich gegenseitig überwachen, hat man gleich vier Böckchen zum Gärtner gemacht. Ich war das harmloseste davon. Ich wollte eigentlich nur in Marisols Nähe sein, sie ansehen, ihre Hand halten und ihr so meine Liebe zeigen. Carlos und Mercedes waren dagegen „fortgeschritten“. Für die beiden galt die Regel: „Wenn wir nicht überwacht werden, dann müssen wir die Gelegenheit nutzen! Wer weiß denn, wann sich so eine Möglichkeit wieder ergeben wird?“

So war das damals in unserer spanischen und streng von der Kirche geprägten Gesellschaft. Don Esteban und Dona Clara kannten diese Regeln offensichtlich auch. Sie hatten sich nicht umsonst skeptische Blicke zugeworfen, ehe der Don widerwillig zugestimmt hatte, dass wir diesen Ausflug ohne sozusagen „neutrale“ Aufsicht unternehmen können.

Carlos hatte ein Kissen hinter seinem Sattel befestigt, auf dem Mercedes in ihrem prächtigen Kleid im Seitensitz saß. Immerhin waren sie offiziell verlobt. Sie hatte ihre Arme um seinen Körper geschlungen und schmiegte sich an seinen Rücken. Die beiden neckten sich, kicherten und lachten miteinander. Als ich mich einmal umdrehte, weil es allzu laut hinter uns wurde, sah ich, wie er mit der linken Hand hinter sich griff und ihren Oberschenkel drückte. Sie lachte laut auf und hämmerte mit ihrer Faust gegen seine Rippen.

Marisol trug wieder Männerkleidung zum Reiten. Die Knöpfe der hellbraunen Chapareras waren seitlich vom Knie bis zu den Stiefeln geöffnet und zeigten die weißen Calzoneras, die darunter getragenen weißen Leinenhosen, die ebenfalls an

beiden Seiten geknöpft wurden, die aber aus Schicklichkeitsgründen bis zu den Knöcheln geschlossen sein mussten.

Die kalifornische Mode in jener Zeit nutzte viele Knöpfe. Dem Klima entsprechend, konnte man die Kleider bei hohen Temperaturen öffnen, bei niedrigen schließen. Die Knöpfe waren bei hochgestellten Personen aus handgeschmiedetem Silber, bei anderen aus Hirschhorn oder Perlmutter gemacht. Ganz arme Leute legten einen kleinen Kieselstein in ein Tuch und banden den ein, das war auch ein Knopf! Die Vaqueros, obwohl sie weder von ihrem Vermögen noch von ihrem Stand hochgestellt waren, schmückten sich gerne mit Silber. „Er trägt silberne Sporen, seine Ehefrau läuft barfuß,“ war ein bekanntes und beliebtes Zitat in der Provinz.

Unsere eigenen Pferde hatte ich im Stall zurückgelassen, weil sie nach der langen Reise immer noch Ruhe benötigten. Jetzt hatten wir zwei Schecken aus der Remuda von Don Esteban. Beide waren voll ausgebildet, hatten nur ein Büschel am Widerrist. Ich hatte meinen Wallach mit einem schweren Roller Bit aus der Sattelkammer der Hazienda gezäumt, weil mein eigenes Bit ihm zu schmal war. Marisols kleinere Stute trug das Spadebit, das sie auf unserer gemeinsamen Reise benutzt hatte. Wir hätten den Weg zur Mission auch zu Fuß gehen können, es war nur etwas mehr als eine Meile. Aber wie es damals Sitte war, ritten wir lieber. Niemand ging gerne zu Fuß in Kalifornien.

Wir überquerten den Salinas und dann den fast trockenen Arroyo Seco, der in der Vergangenheit mit mehrfachen schweren Überschwemmungen das Schicksal der Mission Soledad besiegelt hatte. Eine Viertel Stunde später, es ging wenig bergan, hielten wir vor den Ruinen der Mission.

Die alten Adobemauern waren von der Witterung angenagt. Ich hatte früher schon gehört, dass die Padres nach der Säkularisierung die Steuern nicht mehr aufreiben konnten und deshalb das Dach der Kapelle verkaufen mussten. Das geschah wenige Jahre nach den beiden Überflutungen. Danach zerfielen die Gebäude. Soledad, ein einsamer Platz. Eidechsen huschten über die alten Steinpfade. Der ehemalige Garten war von dornigen Brombeerbüschen und vertrocknetem gelben Gras überwuchert.

Carlos stieg ab, indem er das rechte Bein vorne über das Sattelhorn schwang. Das war ungewöhnlich und ich wunderte mich. Üblicherweise wurde die Dame zuerst über den Steigbügel zu Boden gelassen, wobei ihr der Caballero mit starkem Arm vom Sattel aus half. Als ich anschließend sah, mit welchem Vergnügen Carlos seiner Verlobten herunterhalf, verstand ich, warum er zuerst abgestiegen war. Er breitete die Arme aus, sie ließ sich hineinfallen und rutschte an ihm herunter, wobei sie beide laut lachten. Auf halbem Weg ergriff sie seine Ohren und zog sein Gesicht an ihren Busen, was er prustend und kichernd genoss. Dann lehnte sie sich an ihn, legte ihre Arme um seinen Nacken und die beiden küssten sich leidenschaftlich.

Ich war verwirrt und suchte Marisols Blick, aber die hoppelte gerade ihr Pferd. Mit verklärtem Lächeln summte sie die Melodie eines Fandangos vor sich hin.

Carlos öffnete die Bänder hinter seinem Sattel, die das Kissen hielten und legte es auf einen großen Stein vor der Adobemauer der Kapellenruine. Die beiden setzten sich, lehnten sich zurück und beschäftigten sich leise flüsternd und sehr zärtlich miteinander.

„Lass uns ein Stück gehen,“ sagte Marisol neben mir und ergriff meine Hand.

Wir wanderten durch die Ruinen den langen Conventgang hinunter. Unkraut wucherte zwischen den Steinplatten. Soledad war immer eine kleine Niederlassung gewesen, die Gebäude waren nie so imposant, wie die von Carmel oder San Antonio, welche die nächsten Missionen im Norden und im Süden waren. Nach der ersten Flut vor fünfzig Jahren war die zerstörte Kirche nur noch als Kapelle wiederaufgebaut worden. Nach weiteren vier Jahren und dann noch einmal ein paar Jahre später, wurde auch diese ein Opfer der Fluten des Arroyo Seco und des Salinas Flusses. Als Mexiko sich von Spanien trennte, fielen alle Missionen an den Staat, der die Gebäude und das Land an Privatpersonen verkaufte. Was von Soledad übrig geblieben war, die Begrenzungsmauern, wenige Gebäude ohne Dächer, hatte vor acht Jahren ein gewisser Don Soberanes gekauft. Ein paar Neophyten kümmerten sich um die Rinder, die immer noch das alte Brandzeichen trugen: Eine Art X mit einem senkrechten geraden und einem schlangenförmig gebogenen Balken.

Sie zog meinen Arm beim Gehen um ihre Taille. Gleichzeitig legte sie ihren Arm um meine Hüften. Unter einem alten Torbogen blieb sie stehen und wandte sich zu mir, stellte sich dicht vor mich, hob ihr Gesicht, um mich anzusehen. Ich genoss die Wärme ihres Körpers, meinte schauernd, die Hügel ihrer Brüste an meinem Oberkörper zu spüren. SIE küsste mich. Ich war zu schüchtern, um den ersten Schritt zu wagen, obwohl ich jahrelang davon geträumt hatte. Wir umarmten uns. Ich war so unerfahren, konnte gar nicht glauben, dass man auch mit geöffnetem Mund küssen kann, aber gerade das schmeckte so süß wie Honig. „Wo hast Du das gelernt?“ stammelte ich, wartete aber ihre Antwort nicht ab, sondern probierte noch einmal.

Wir konnten gar nicht genug voneinander bekommen.

Meine Handflächen lagen seitlich auf den wunderbaren Rundungen ihrer Hüften. So konnte ich sie festhalten und noch enger an mich ziehen. Ich fühlte die seitlichen Knöpfe ihrer Chapareras. Fehlte da ein Knopf unter meiner rechten Handfläche? Im Bereich der Faja gingen durch die Reibung beider Kleidungsstücke manchmal Knöpfe an den Chapareras verloren, vor allem bei langen Reitstrecken. Ich konnte in diese Lücke zwei Finger stecken und fühlte Wärme und weichen Stoff.

Sie merkte, dass mich etwas beschäftigte, sah mich an und zog mich durch eine neue verstärkte Umarmung in ihren Bann. Das gab mir Mut. Was mir gefiel, dass schien auch ihr zu gefallen!

Mit einem Brausen in meinen Ohren öffnete ich weitere Knöpfe.

Sie ließ es zu.

Meine rechte Hand glitt unter die Chapareras und fühlte den dünnen Stoff der Unterkleidung, darunter ihre Wärme, ihren weichen Körper.

Sie legte atemlos den Kopf zurück und schaute mich an.

„Du bist frech!“ lachte sie, griff in mein Haar und schüttelte mich.

Ich senkte mein Gesicht auf ihre Schulter und meine Finger suchten nach den seitlichen Knöpfe ihrer Calzoneras. Ich fand die in ihrer akkuraten Reihe und fühlte mich wild und verwegen wie ein Conquistador, der dabei ist, ein neues Land zu erobern.

Sie trug ja Männerkleidung! Bis auf die Beinlänge war die Unterkleidung allerdings bei Männern und Frauen damals gleich geschnitten. Ich wusste also, wie die Reihe der Knöpfe mit Daumen und Zeigefinger zu öffnen war.

Nach diesem kühnen Eroberungstreue, mein Herz klopfte vor Aufregung, konnte ich eintauchen und mit meiner Handfläche die warme Haut ihrer Hüfte berühren. Das gefiel mir sehr. Da gab es ein ungewohntes Wunderland für mich und weil sie nicht protestierte, sondern sich weiterhin an mich drängte, wurde ich kühn und erlaubte mir, an ihrer Hüfte entlang zu tasten. Nie hätte ich gedacht, dass diese Berührung mich so aufregen könnte! Ich wurde noch mutiger und fühlte noch ein wenig weiter und erreichte die weiche Rundung ihres Hinterteils. Ein wenig höher hätte ich ihr Grübchen finden können, aber da, wo meine Hand gerade ruhte, war es wunderschön warm, samtweich und rund, so verzichtete ich auf weitere Ausflüge. Es kam auch etwas dazwischen.

Sie warf sich plötzlich besonders heftig an mich, umklammerte mich mit aller Kraft stöhnte und erbebte. Ich wusste nicht, was mit ihr geschah, hielt sie nur fest. Ich war verwirrt, sogar besorgt.

Als ich zu verstehen begann, erregte mich unser gemeinsames Erleben so sehr, dass auch ich plötzlich auf den Kamm der großen Welle geschleudert wurde.

Dahinter versanken wir in den Strudeln.

Im Gegensatz zu früheren einsamen Erlebnissen der gleichen Art, hatte ich aber kein schlechtes Gewissen danach, sondern ein hohes Glücksgefühl. Wir stöhnten unsere Namen und gingen in die Knie, meine Hand rutschte aus ihrer Wäsche heraus, um sie zu stützen, als sie fiel. Wir knieten voreinander, beiden war uns schwarz vor Augen geworden. Schulter an Schulter, Wange an Wange ruhten wir so. Als sie sich wieder regte, sah sie mich aus scheinbar schlaftrunkenen Augen an, als wäre sie gerade erwacht.

Ein paar Teufelchen funkelten darin.

„Wo hast DU DAS gelernt, Hombre! Jetzt bin ich befleckt, ich bin vielleicht sogar gesegnet! Du musst mich heiraten!“

Sie gluckste vor Lachen.

Ich verstand nicht sofort, dass sie sich über mich lustig machte. Die letzten Minuten waren für mich so ergreifend, ernst und wichtig gewesen.

Dann ging ich auf ihren Scherz ein.

„Nicht du wurdest befleckt,“ sagte ich und spielte den Bekümmerten, schaute an mir herab und steckte meine Bandana unterhalb der Faja vorne in meine Beinkleider.

„Wenn du DAS wieder bei der Beichte erzählst, wird Pater Sebastian mich erschlagen und wir werden nie heiraten können.....“

Ich hatte noch einmal die Möglichkeit, einen Blick auf einen kleinen Streifen der samtigen Haut ihres braunen Oberschenkels zu werfen, als sie sich zur Seite beugte, um die Knöpfe ihrer Calzoneras zu schließen. Da verging ich fast in einer Mischung von Andacht und grenzenloser Zärtlichkeit. Ich beugte mich zu ihr, wollte sie dort berühren, aber sie wehrte ab.

„Nun ist es genug,“ sagte sie zärtlich und umarmte mich beschwichtigend.

Wir machten uns an der Mauer des Convents entlang auf den Rückweg. Mercedes und ihr junger Hidalgo saßen, lehnten immer noch dicht aneinandergeschmiegt an der Mauer der früheren Kapelle. Von ihrer aufgekratzten Stimmung bei unserer Ankunft war nichts mehr zu spüren. Sie schienen eher zu schlummern. Aus schläfrigen Knopfaugen schauten sie uns glücklich an, lächelten entrückt.

Die Sonne versank hinter dem Kamm des Küstengebirges, als wir ruhig und nachdenklich zurückritten. Niemand von uns sprach ein Wort.

Am Tor lehnte der Mexikaner. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und fixierte mich unfreundlich. Ich lächelte und nickte ihm beruhigend zu und hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei. Am Brunnen wusch ich meine Bandana aus. Ich war ein glücklicher junger Mann.

Es ergab sich an diesem Abend keine Gelegenheit mehr für uns Liebenden, miteinander zu sprechen. Wir wollten auch keinen Verdacht schüren. Geredet wurde ohnedies schon genug.

In der Nacht kam das Aufgebot: Ein Dutzend wehrhafte Männer aus Monterey, alle Hijos del Pais, also keine Anglos dazwischen. Sie waren müde und schweigsam, legten sich nach einer kurzen Begrüßung und einer Mahlzeit aufs Ohr. Am nächsten Vormittag machten wir uns auf frischen Pferden auf den Weg über das Gebirge zurück zum Tularesee. Marisol blieb, wenn auch unter Protest, in Soledad bei ihren Verwandten.

Beim Abschied, wir waren schon aufgesessen, schlängelte sie sich durch die aufgeregten Ponies bis zu mir. Staub stieg auf. In der Höhe ihrer Schultern bewegten sich Tapaderos und Sporen um sie herum. Dazwischen stand sie klein und betrübt, schaute zu mir auf und hob ihre kleine braune Faust.

„Nimm mein Kreuz, es wird dich beschützen! Adios mi Corazon!“

Tränen standen in ihren Augen, sie blinzelte, lachte aber tapfer.

„Ich komme wieder und hole dich,“ sagte ich mit einem Würgen im Hals, „ich verspreche es.“ Ich nahm ihr Kreuz vorsichtig entgegen, beugte mich aus dem Sattel herunter und küsste ihre Hand.

„Du bekommst es wieder!“ sagte ich und bemühte mich, mit fester Stimme zu sprechen.

Wir waren eine entschlossene Gruppe, die mit aller Härte die Bestrafung der Gringobanditen durchführte. Da wir das Land genau kannten und die besseren Pferde ritten, waren wir im Vorteil. Wir verfolgten sie bis in das hohe Gebirge, wo die Sequoias stehen. Carlos, der junge Hidalgo aus Carmel hat unter den Mammutbäumen in einem typischen Katzenkampf das Halbblut mit dem Biberhut aus dem Sattel geholt. Ich hatte ihm das gar nicht zugetraut, aber wie ich danach erfahren habe, war Carlos ein Meister in der Klasse dieser Kämpfe.....
Aber das ist eine andere Geschichte.

Ebenso wie diese: Nach unserer Rückkehr wurden Marisol und ich ein Paar. Don Martin hat uns unter Druck, aber mit Bedenken und mit zusammengezogenen Augenbrauen seinen Segen gegeben. Als wir ihm später seinen ersten Enkel geschenkt haben, verbesserte sich seine Laune.

Im Laufe der Jahre wurde ich selbst einige Male Opfer von Marisols Hartnäckigkeit, die neben ihrem zauberhaften Charme zu ihren Eigenschaften zählte und die sie in der Regel mit ihrem schönsten Lächeln auch gegen mich durchzusetzen vermochte. Die düstere Prophezeiung des alten Mexikaners, dass sie ihre eigenen Wege gehen würde, wenn erst einmal Kinder da wären, erfüllte sich zum Glück nicht.

Wir haben alle zusammen noch viele Jahre im Schmetterlingsland glücklich gelebt.
